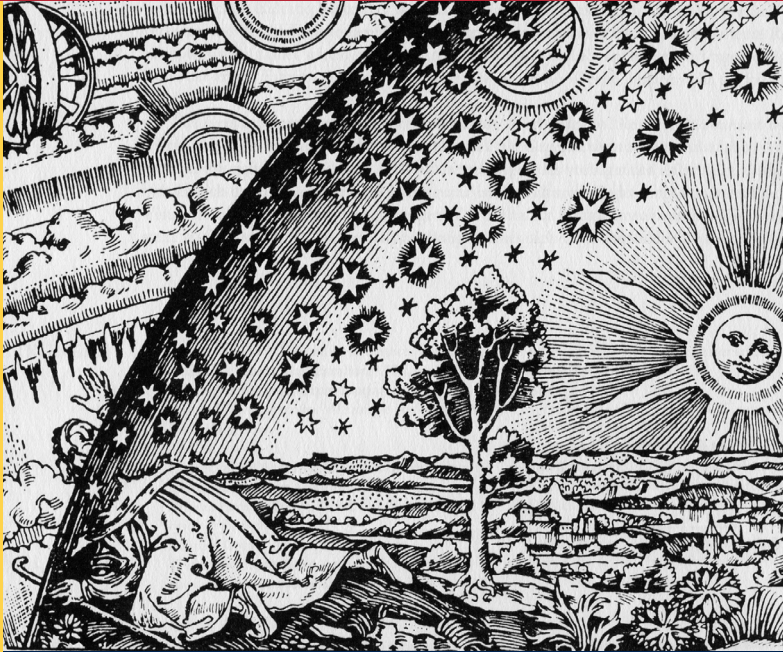


Mainzer Beiträge zur
Kulturanthropologie / Volkskunde



WAXMANN

Christina Niem, Thomas Schneider,
Mirko Uhlig (Hrsg.)

Erfahren Benennen Verstehen

Den Alltag unter die Lupe nehmen

Festschrift für Michael Simon
zum 60. Geburtstag

Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde

herausgegeben von
der Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e. V.

Band 12

Christina Niem
Thomas Schneider
Mirko Uhlig (Hrsg.)

Erfahren – Benennen – Verstehen

Den Alltag unter die Lupe nehmen

Festschrift für
Michael Simon
zum 60. Geburtstag

unter Mitarbeit von
Dominique Conte und Elisa Schuster



Waxmann 2016
Münster • New York

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Band 12

ISSN 1864-6387

Print-ISBN 978-3-8309-3533-9

E-Book-ISBN 978-3-8309-8533-4

© Waxmann Verlag GmbH, Münster 2016
Steinfurter Straße 555, 48159 Münster

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Pleßmann Design, Ascheberg
Titelbild: „Wanderer am Weltenrand“, Camille Flammarion (1888)
Portraitfoto: Viktoria Gökhan-Rotermel
Satz: Sven Solterbeck, Münster
Druck: Těšínská tiskárna, a.s., Český Těšín, Czech Republic

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,
säurefrei gemäß ISO 9706

Printed in Czech Republic

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.



Inhalt

Vorwort – 환갑	11
<i>Christine Aka</i>	
Pfarrerstöchter – Bauernsöhne/Bauerntöchter – Pfarrerssöhne: Verbindungen mit Konsequenzen Beispiele aus der Wesermarsch des 17. Jahrhunderts	17
<i>Siegfried Becker</i>	
Ein Beleg zur Rezeption des Noth- und Hülfsbüchleins in der Medikalkultur	27
<i>Karl Braun</i>	
Erinnerungsort Rigorosum 1940 Momentaufnahme mit Ingeborg Weber-Kellermann und Adolf Spamer	35
<i>Wolfgang Brückner</i>	
Neuer Realismus gegen Relativismus und Konstruktivismus Oder: „Eingreifende Wissenschaft“ ganz anders	49
<i>Oksana Bulgakowa</i>	
Das Salz Swanetiens – Ethnografie und Experiment	59
<i>Christiane Cantauw</i>	
„Ich geh jetzt 'n Bier trinken, weil ich muss ja sparen.“ Sparclubs als kulturwissenschaftliches Terrain	67
<i>Diane Dingeldein</i>	
„Bar reidan tautsch“ Betrachtungen zur Interkulturalität der Fersentaler und Zimbern in Norditalien	77
<i>Kristian Fechtner</i>	
„Wir bringen ein Kind zur Taufe ...“ Das Patenamnt in praktisch-theologischer Perspektive	87
<i>Wolfgang Fritzsche</i>	
Die Mönchhofkapelle in Raunheim	95
<i>Silke Götsch-Elten</i>	
Swedishness – Anmerkungen zu einem deutschen Lebensgefühl	105

<i>Dagmar Hänel</i>	
„Dörflicher Alltag im Wandel“	
Eine volkskundliche Dorfforschung 20 Jahre nach Alhausen	111
<i>Franz Hamburger und Günther Sander</i>	
Deutsche auf Sardinien	
Untersuchung eines Nebenstroms der Migration	121
<i>Andreas Hartmann</i>	
Geisterpuppen – Eine Erkundung zur Dingbeseelung	133
<i>Brigitte Heck</i>	
Selfiestick und Buddha	
Das Heute für morgen sichern, oder: Eine Ver-Gegenwärtigung	
musealen Sammelns	141
<i>Timo Heimerdinger</i>	
„Der Gefoppte wird staunend vor diesem Rätsel stehen“	
Scherzartikel und die kohäsive Kraft des Lachens	151
<i>Dieter Herz</i>	
Alles Folklore oder was?	
Zum Gebrauch eines oszillierenden Begriffs in den Printmedien	161
<i>Gunther Hirschfelder</i>	
Luther und das Bier	
Anmerkungen zu einem prekären Verhältnis	171
<i>Friedemann Kreuder</i>	
„Wusste ich nicht immer so ganz genau, wo ich da hintrete“	
Schauspieler als Ethnografen	183
<i>Barbara Krug-Richter</i>	
Die Bavarisierung der Welt?	
Zur Popularisierung der alpinen Kultur im 21. Jahrhundert	195
<i>Burkhard Lauterbach</i>	
„Die hat was gegen Gemälde!“	
Überlegungen zur Erforschung touristischer Umweltaneignung	205
<i>Petr Lozoviuk</i>	
Ethnografische Praxis und Paradigmawechsel	
Zu einem beinahe vergessenen Beitrag zur Migrationsforschung	219

<i>Ariane Martin</i>	
Romantik und Moderne im Zeitgeist der Weimarer Republik	
Zwei Zeichnungen von Walter Trier im „Uhu“	229
<i>Silke Meyer</i>	
Folk-Lore – Arno Funke als Trickster	239
<i>Werner Mezger</i>	
Altersfragen – Seitenblicke in die zeitliche Tiefendimension	249
<i>Christina Niem</i>	
„Wir hatten seinerzeit korrespondiert über die Schrift	
„Europäische Volkskunde“	
Aus dem Briefwechsel zwischen Adolf Spamer und Peter Diederichs	259
<i>Damaris Nübling</i>	
Benennung verstehen	
Die Namen Michael und Simon unter der onomastischen Lupe	271
<i>Bernd Rieken</i>	
Der strafende Gott der Volkssage	
Moralischer Rigorismus im lebensgeschichtlichen Kontext	279
<i>Frank Roeb</i>	
Tommy und Paddy im Großen Krieg	
Die Ernährungssituation anglo-irischer Soldaten	
an der Westfront und in deutscher Kriegsgefangenschaft	291
<i>Klaus Roth</i>	
„Skopje 2014“	
Die Monumentalisierung von Geschichte zur Konstruktion	
einer jungen Nation	303
<i>Michael Schimek</i>	
Das neue Fehnhaus zwischen Heim und Heimat	321
<i>Thomas Schneider</i>	
„Die Jungen Cowboy und Indianer wie früher Räuber und Gendarm“	
Eine Frage, eine schriftliche Umfrage und Überlegungen	
zu einer populären Marginalie	333
<i>Sarah Scholl-Schneider</i>	
„Für heute hatte die heilige Anna ein schönes Wetter geschickt“	
Die St. Anna-Wallfahrt in Plan/Planá im 20. Jahrhundert	347

<i>Leonore Scholze-Irrlitz</i>	
„Was vom Lande übrig blieb.“	
Raritäten aus dem Zettelkasten der universitären Sammlung	
Europäischer Ethnologie in Berlin	359
<i>Thomas Schürmann</i>	
Spuren des Bergbaus in der deutschen Sprache	371
<i>Wolfgang Seidenspinner</i>	
Gefühle und wissenschaftliches Verstehen	
Eine kultur-/literaturanthropologische Bricolage	383
<i>Jens Stöcker</i>	
90 Jahre Stadtmuseum Kaiserslautern – mit Unterbrechungen	395
<i>Bernhard Streck</i>	
Zweigesichter als Forschungsobjekte	
Das Dilemma moderner Minoritätensprecher	405
<i>Ludger Tekampe</i>	
Die Pfalz im Ersten Weltkrieg	
Von der „Pfälzischen Kriegssammlung“ zur Weltkriegsausstellung	
hundert Jahre später	417
<i>Mirko Uhlig</i>	
Resonanz durch Reenactment?	
Überlegungen zur Deutung der Nachstellung von	
Vergangenem in der Gegenwart	427
<i>Eberhard Wolff</i>	
Perspektiven kulturwissenschaftlicher Gesundheitsforschung	439
<i>Harm-Peer Zimmermann</i>	
Altern als Spaziergang	
Vom peripatetischen Spaziergang mit sich selbst und mit anderen	449
<i>Sabine Zinn-Thomas</i>	
Intolerante Körper?	
Zum Umgang mit Nahrungsmittelnunverträglichkeit	
im Kontext von Distinktion und sozialer Distanzierung	459
Tabula gratulatoria	467

Vorwort – 환갑

In Korea – sowie anderen Ländern Asiens – kommt dem 60. Geburtstag (환갑; Hwan'gap) eine ganz besondere Bedeutung zu. Die Wichtigkeit dieses im Familien- und Freundeskreis begangenen Jubiläums mag von dem astronomischen Großereignis herrühren, den Tierkreis nun einmal komplett durchlebt zu haben. Aber auch der Umstand, dass die koreanische Gesellschaft bis in die späten 1960er-Jahre primär landwirtschaftlich geprägt, eine nach unseren westlichen Standards medizinische Versorgung kaum vorhanden und der politische Rahmen alles andere als stabil war, mag nicht ganz unerheblich dafür sein, dass das Erreichen des besagten Lebensalters kaum alltäglich war.

Seine bis heute anhaltende Faszination für Korea hat Michael Simon zu Teilen wohl der Bundeswehr zu verdanken. Als Wehrdienstleistender arbeitete er 1975 in einem Krankenhaus, in welchem – zur damaligen Zeit keine Seltenheit – auch Krankenschwestern aus Südkorea beschäftigt wurden. Am gemeinsamen Arbeitsplatz lernte man sich kennen, man tauschte sich aus. Diese Begegnungen müssen prägend gewesen sein; jedenfalls derart nachhaltig, dass sich Michael Simon 1982, sechs Jahre nach Beginn des Ethnologiestudiums in Münster, für einen Aufenthalt an der Yonsei-Universität in Seoul entschied. Drei Jahre später folgte ein empirischer „Beitrag zum Studium kultureller Mischehen in der Bundesrepublik Deutschland“, und zwar „am Beispiel deutsch-koreanischer Familien“. Die 1985 veröffentlichte Magisterarbeit schließt mit der Bemerkung, die im Rahmen der Studie „ausgewählten und befragten Familien“ könnten als „positive Beispiele für das Zusammenleben von Menschen aus sehr verschiedenen Kulturen in unserer Gesellschaft“ verstanden werden. Es war dem jungen Autor ein ausdrückliches Anliegen, die Leserschaft mit diesem positiven Befund zu entlassen, was alles andere als ein Zugeständnis an den fachlichen Mainstream war, bedenkt man den damals vorherrschenden ethnologischen Zeitgeist, der sich vor allem in der Suche nach und der Bloßlegung von dysfunktionalen Gesellschaftsstrukturen und Kulturelementen gefiel.

Mehrere Gründe werden wohl eine Rolle gespielt haben, dass Michael Simon seinen wissenschaftlichen Weg nicht in der Ethnologie, sondern in einem seiner Nebenfächer, der Volkskunde/Europäischen Ethnologie, fortgesetzt hat. Dem Fremden im Eigenen kann man schließlich auch in der unmittelbaren Umgebung nachspüren. Der latente und bisweilen unreflektierte Hang einiger Ethnologen zum Binnenexotismus nährte nachhaltige Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Hauptfaches. Die Disziplin Volkskunde scheint gegenüber der Ethnologie auch wegen des Fachvertreter Günter Wiegelmann eine Anziehungskraft für Michael Simon besessen zu haben.

Was Michael Simons Arbeiten bis heute auszeichnet – die kritische Betrachtung des eigenen Standpunkts sowie die Relativierung „kultureller Tatsachen“ –, wurde von der Volkskunde/Europäischen Ethnologie unter Günter Wiegelmann im Ansatz schon gelebt. Beide, der akademische Lehrer Wiegelmann und sein Schüler

Simon, so hört man, seien sich in ihrer Art zumindest soweit ähnlich gewesen, dass die Zusammenarbeit gut funktionierte. Unter Wiegelmanns Betreuung stellte sich Michael Simon als Doktorand die Frage, welchem historischen Wandel die Funktionen und Bedeutungen der Vornamenvergabe unterlagen. Die Art seines Doktorvaters, Alltagskulturforschung zu betreiben, spiegelt sich auch in der Dissertation aus dem Jahre 1989 wider (*Vornamen wozu? Taufe, Patenwahl und Namengebung in Westfalen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert*), doch sind die darin formulierten Bedenken an der Aussagekraft bestimmter kulturräumlicher Ansätze nicht zu übersehen. Aber wer wie Wiegemann seine Studierenden zu einer gründlichen Lektüre von Karl R. Poppers Schriften motiviert, muss wohl damit rechnen, auf die Grenzen des eigenen wissenschaftlichen Tuns aufmerksam gemacht zu werden.

Die Zeit in Münster war eine intensive. Neben den zahlreichen Aufgaben eines Assistenten war auch die Forschung für die Habilitationsschrift voranzutreiben. Die Studie über den Quellenwert des damals weithin missachteten Atlas der deutschen Volkskunde mit Fokus auf die sogenannte Volksmedizin wurde um „5 vor 12“ fertig (*„Volksmedizin“ im frühen 20. Jahrhundert. Zum Quellenwert des Atlas der deutschen Volkskunde*), wie Michael Simon gerne erzählt: am letzten Tag seiner Assistentenzeit, die bei Günter Wiegemann begann und bei Ruth-E. Mohrmann endete.

1997 wechselte er von Westfalen nach Sachsen, wo er vier Jahre lang den Bereich Volkskunde am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V. Dresden (ISGV) leitete. Es galt, gemeinsam mit der Arbeitsgruppe Volkskunde vom Institut für Geschichte der TU Dresden neue Strukturen zu schaffen, an geleistete Arbeit anzuknüpfen und mit diesem Kollektiv neue Wege zu beschreiten. Ein neues Gesicht bekam die Zeitschrift „Volkskunde in Sachsen“. Unter Michael Simons Herausgeberschaft erschienen die Jahrgänge 4–14, darunter zwei Doppelhefte mit den Ergebnissen der Tagungen „Auf der Suche nach Heil und Heilung“ sowie „Zur Geschichte der Volkskunde“.

Im Oktober 2000 folgte Michael Simon einem Ruf nach Mainz und leitet seitdem das Fach Kulturanthropologie/Volkskunde an der Johannes Gutenberg-Universität. Erneut ging es für ihn darum, von bestehenden Strukturen ausgehend neue inhaltliche Ausrichtungen vorzunehmen, denn mit der Neuausschreibung der Professur war eine Umbenennung von Volkskunde zu Kulturanthropologie/Volkskunde verbunden. Die neuen Studiengänge Bachelor und Master wurden entwickelt sowie damit einhergehend in Kooperation mit anderen Fächern ein neues Institut (Institut für Film-, Theater- und empirische Kulturwissenschaft, IFTeK) gegründet. Zuvor wurde in Mainz, der Medienstadt, im Jahr 2007 der 36. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) zum Thema „Bilder. Bücher. Bytes – Zur Medialität des Alltags“ ausgerichtet.

Das Medium Film spielt für Michael Simon eine besondere Rolle, denn seine ersten Kontakte zur Mainzer Volkskunde könnten im Rückblick als eine besondere Fügung des Schicksals gedeutet werden. Die Begegnung steht im Zusammenhang mit einem Arbeitsfeld, das ihn im Laufe seiner wissenschaftlichen Karriere kontinuierlich faszinierte: der wissenschaftliche Dokumentarfilm. Im Rahmen der 4.

Arbeitstagung der „Kommission für den volkskundlichen Film“ der dgy, die im Oktober 1994 im Freilichtmuseum Detmold stattfand, „entdeckten“ die Delegationen aus Mainz und Münster neben der gegenseitigen persönlichen Wertschätzung das gemeinsame Interesse an Problemstellungen des wissenschaftlichen Dokumentarfilms. Da sowohl in Münster als auch in Mainz an aktuellen Filmprojekten gearbeitet wurde, reflektierte der intensive Austausch von Gedanken und Erfahrungen in erster Linie die konkreten Bedingungen, Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Umsetzung theoretischer Ansätze in die filmische Praxis. Dieser fruchtbare Diskurs fand bereits im Januar 1995 seine Fortsetzung, als sich die filmenden Volkskundler aus Münster und Mainz zusammen mit den beteiligten Studierenden im rheinhesischen Zornheim zur gegenseitigen Vorstellung und Diskussion ihrer Filmprojekte trafen. Michael Simon stellte bei dieser Gelegenheit den Film „Von Fingern, Spitzen und Gefühl. Acht Frauen erzählen von Handarbeiten“ vor – ein sprechender Titel, der auch eine Facette des Filmautors selbst aufscheinen lässt: Alle, die Michael Simon auch nur einigermaßen kennen, werden ausgeprägtes „Fingerspitzengefühl“ in einer gewissen Folgerichtigkeit mit seiner Person in Verbindung bringen. Der Film selbst orientierte sich an den dokumentarfilmerischen Vorbildern Eberhard Fechner und Hans-Ulrich Schlumpf, ruhig erzählt, mit langen Einstellungen, ohne bevormundenden Off-Kommentar, die Perspektive der gefilmten und interviewten Menschen wiedergebend. Die intensive Arbeitstagung fand ihre Fortsetzung schon Ende des Sommersemesters 1995 bei einem Mainzer Gegenbesuch in Münster.

Durch verschiedene Faktoren bedingt, konnte die Intensität dieser Kontakte nicht aufrechterhalten werden. Es dauerte bis ins Jahr 2009 – Michael Simon war mittlerweile bereits seit neun Jahren in Mainz –, bis die Chance ergriffen wurde, das Interesse am wissenschaftlichen Dokumentarfilm über das Angebot einschlägiger Lehrveranstaltungen hinaus in eigenen Arbeiten umzusetzen. In Kooperation mit Leonore Scholze-Irrlitz von der Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde entstand das gefilmte biografische Interview „Wolfgang Jacobeit. Erinnerungen aus dem 88. Lebensjahr“. Der Film wurde 2011 fertiggestellt. Von dieser Arbeit inspiriert begann Michael Simon im Jahr 2014 ein weiteres Projekt, in dessen Zuge Feldforschung mit der Kamera unternommen wurde und das einen 35-minütigen Dokumentarfilm zum Ergebnis hatte: „Laß’ dir die Fremde zur Heimat, aber die Heimat nie zur Fremde werden. 62 Jahre St. Anna-Fest in Mähring“. Die zeitintensive Arbeit an diesem Film ließe sich auch als subversiver Akt deuten, durch welchen die entfremdenden Zwänge des akademischen Betriebs mit seinen gleichermaßen vielfältigen wie oktroyierten Verpflichtungen vermittels einer weitgehend selbstbestimmten wissenschaftlich-filmerischen Arbeit unterlaufen wurden – freilich zum Preis beträchtlicher Selbstausbeutung.

Als akademische Disziplin beschreitet das Fach Kulturanthropologie/Volkskunde ja bekanntlich eher induktive Wege des Erkenntnisgewinns, es geht vom Kleinen zum Großen, vom Besonderen zum Allgemeinen; es erforscht mit seinen Ansätzen zum Verstehen und Deuten des Alltagshandelns eher die Kapillargefäße der Kultur denn deren Aorta. Dieses Bild, anknüpfend an andere Bilder zur Illustration des

Fachgegenstandes von verschiedenen Fachvertretern gezeichnet, hebt den mikro-perspektivischen Ansatz volkskundlicher Forschung hervor. Michael Simon trug in seiner Habilitationsschrift die prominentesten dieser Bilder zusammen, zugleich und vor allem jedoch folgte er in dieser Arbeit deren gemeinsamer Prämisse. Seine Studie zur „Volksmedizin“ im frühen 20. Jahrhundert“ ist in einem Themenfeld angesiedelt, das den Wissenschaftler Simon seit mehr als zwei Jahrzehnten intensiv beschäftigt: die Probleme von und die Suche nach Heil und Heilung, die mit der umstrittenen „conditio humana“ in allen Epochen der Menschheitsgeschichte verbunden scheinen. Überdies bedeutete das Arbeiten über den ADV auch eine kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte des eigenen Faches, der Volkskunde, und letztlich die konsequente Umsetzung eines selbstreflexiven Ansatzes. Bei aller kritischen Distanz ist es Michael Simon immer daran gelegen, zu konstruktiven, diskursfähigen Ergebnissen zu kommen.

Anlässlich seines sechzigsten Geburtstages möchten wir als Herausgeberteam die Gelegenheit nutzen, einige der Forschungsfelder, zu denen Michael Simon im Laufe seiner Wissenschaftlerkarriere auf unterschiedlichste Weise Gesprächsangebote unterbreitet hat, in einem Themenbukett zu präsentieren. Es klangen hier bereits einige seiner Arbeitsgebiete an: Interkulturalität, Namenkunde, Fach- und Methodengeschichte, Medikalkulturforschung, Visuelle Anthropologie, weitere wären: Migration, Krieg und Alltag, Regional- und Biografieforschung. Viele der Autorinnen und Autoren dieser Festschrift greifen in ihren Beiträgen diese Anregungen zum wissenschaftlichen Austausch auf, andere zeigen inhaltliche Schnittmengen zwischen den Arbeitsgebieten des zu Ehrenden und ihren eigenen wissenschaftlichen Interessen, thematisch weitgestreut, Fächergrenzen überschreitend, Gemeinsamkeiten aufweisend.

Unser Dank gilt all denjenigen, die das Projekt einer Festgabe mit ihren Beiträgen unterstützt haben. Beim Lesen der spannenden und instruktiven Texte haben wir viel erfahren, inhaltlich Neues, aber auch einiges über Michael Simon. Thematische Vorgaben haben wir als Herausgeber nicht gemacht, mit dem Titel „Erfahren – Benennen – Verstehen“ wollten wir Perspektiven seines wissenschaftlichen Arbeitens aufzeigen. Das Bild der Lupe, unter die wir den Alltag nehmen, haben wir Michael Simon selbst zu verdanken, denn die Idee, dieses „Brennglas“ als Logo für die „Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz“ zu verwenden, geht auf ihn zurück. Auf eine Einteilung der Beiträge in thematische Kategorien wurde zugunsten einer alphabetischen Abfolge verzichtet. Wir waren bestrebt, eine formale Einheitlichkeit zu erreichen, und hoffen, dass unsere Bemühungen vor den scharfen Augen der Leserinnen und Leser Gnade finden. Bewusst haben wir darauf geachtet, die stilistischen Vorlieben der Verfasserinnen und Verfasser zu berücksichtigen. Ohne unsere bewährten studentischen Hilfskräfte Dominique Conte und Elisa Schuster, geb. Kneis, wäre dieser Band schwerlich zustande gekommen. Beide haben viel Arbeit geleistet, stets mit- oder gar vorausgedacht. Ihnen gilt unser ganz besonderer Dank.

Und schließlich danken wir als Herausgeber – auch im Namen aller unserer Fachkolleginnen und -kollegen der Mainzer Kulturanthropologie/Volkskunde – dem Adressaten dieser Festschrift selbst für alles, was er in den vergangenen 16 Jahren für das Fach an der Johannes Gutenberg-Universität wie auch für die Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz bewirkt hat. Seine Art, uns stets kollegial, humorvoll und freundschaftlich zu begegnen und sich nicht als Vorgesetzter zu gerieren, macht die Zusammenarbeit mit ihm anregend und angenehm. Mit Michael Simon in dieser Weise verbunden zu sein und sowohl im wissenschaftlichen als auch im zwischenmenschlichen Austausch stehen zu dürfen, ist ein Umstand, der uns bereichert und für den wir dankbar sind.

Letztlich bleibt uns nur zu sagen:

환갑을 맞으신걸 축하드립니다. 항상 좋은일만 있으시기를 기원합니다.

Mainz, im Juli 2016

Christina Niem
Thomas Schneider
Mirko Uhlig

Christine Aka

Pfarrerstöchter – Bauernsöhne/Bauerntöchter – Pfarrersöhne: Verbindungen mit Konsequenzen

Beispiele aus der Wesermarsch des 17. Jahrhunderts

Viele Berufe bringen über Generationen Dynastien hervor. Handwerker, Tischler- oder Klempnerdynastien, Künstler, Zirkusartisten oder Bauern – zumindest für die männlichen Nachkommen war die Zukunft in diesen Milieus meist vorgezeichnet. Dies gilt, für katholische Geister seit einigen Jahrhunderten eigentümlich fremd, auch für Pfarrer und deren Söhne. Dass also Söhne von evangelischen Pfarrern wieder Pfarrer werden, oder wenn nicht dies, so doch zumindest Beamte, ist sicher mehr als eine stereotype Vorstellung.¹ Über die Lebenslaufbahn der Pfarrerstöchter gibt es allgemein weniger berufsbezogene Vorhersehbarkeiten, doch sich möglichst in dem eigenen Milieu zu verheiraten, war auch hier angestrebte Praxis. Im Idealfall verbrachten Pfarrerstöchter also ihr Leben mit einem Pfarrer oder zumindest einem Beamten.

In jedem Fall gilt der Pfarrhaushalt als eine wichtige Zelle für ein gebildetes bürgerliches Milieu, mit weitreichenden kulturhistorisch zu beobachtenden Einflüssen. Bauernkinder hingegen heirateten Bauernkinder, oder sie sanken mangels Landbesitz in Anerbengebieten in unterbäuerliche Milieus ab. Sich in einem gebildeten bürgerlichen Milieu zurechtzufinden wird ihnen, so will es das Stereotyp, kaum gelingen. Wenig beobachtet wurde jedoch, wie seit Jahrhunderten Verbindungen zwischen diesen beiden Milieus die Grundlage für beidseitig vorteilhafte Austauschbeziehungen waren und sogar weitreichende Konsequenzen in der ländlichen Gesellschaft haben konnten. Solche Entwicklungen sind nur mikrohistorisch und auf Grundlage vieler sehr disparater Quellen nachzuvollziehen. In diesem kurzen Aufsatz sollen ein paar Beispiele aus Norddeutschland, nämlich aus der Wesermarsch, einen Eindruck vermitteln.

Die Bauern

Die bäuerlichen Marschengesellschaften an der norddeutschen Nordseeküste gelten als reich und stolz. Wegen der außerordentlichen Fruchtbarkeit der Marschen bestanden in guten Zeiten Möglichkeiten zu großer wirtschaftlicher Prosperität für die landbesitzenden Schichten. In diesen Gesellschaften war die Einhaltung der inneren Solidarität extrem wichtig (vgl. Rieken 2005). Wer sich nicht an die solida-

¹ Möglich ist auch eine Karriere als beamteter Professor für Volkskunde oder der Kultur- anthropologie.

risch zu erfüllenden Verpflichtungen im Umgang mit dem Wasser hielt, vor allem angesichts der Deichung, konnte den Untergang aller verschulden. In schlechten Zeiten bestand somit die Gefahr einer vollständigen Vernichtung des Besitzes durch einbrechendes Wasser und darauffolgende Seuchen. In guten Zeiten neigte man zu einer demonstrativen Zurschaustellung von Erfolg.

Als Vollbauern im Meierrecht hatten viele Bauern, die sich hier Hausleute nannten, vom Landesherrn dem Meer abgerungenes Land, sogenanntes Grodenland, erhalten. Der jeweils ausgegebene Besitz an diesem sehr fruchtbaren „Kleiland“ betrug durchschnittlich 20 bis 40 Hektar. Das schlechte Land, die Moorgebiete, wurde von den Meiern an sogenannte Köter verpachtet, die eben das Moor, das sie kultivierten, gegen Dienste bei ihren Herren bewirtschaften durften. Trug man den Torf ab, kam unter dem Moor guter Kleiboden hervor. Dort mussten auch abgehende Bauernsöhne siedeln, die keine Möglichkeit zur Einheirat auf einen Hof fanden. Dieses System ist geprägt von einer sehr stark ausdifferenzierten sozialen Hierarchie. Die Hausmänner haben sich von der immer größer werdenden Gruppe der Kleinbauern bis in die Gegenwart hinein zunehmend distanziert. Sie hatten in jeder Hinsicht die dominierende Stellung im Dorfgefüge,² lebten in intensiv kooperierenden familiären Netzwerken, übten die Kontrolle über die lokalen Arbeitskräfte und den florierenden Kreditmarkt aus und hatten alle Ämter der Selbstverwaltung wie Schul- und Deichaufsicht, Armenfürsorge und die Herrschaft über die Kirchenfinanzen unter sich aufgeteilt (vgl. Konersmann 2004; Troßbach 1998). Sie waren die Herren im Dorf (vgl. Mahlerwein 2001). Nur die Vögte, die gräflichen Beamten und auch die Pächter der großen gräflichen Vorwerke ragten aus dieser bäuerlichen Elite heraus – und natürlich die Pfarrer.

In der Wesermarsch fallen viele heute noch zu besichtigende Objekte erheblicher Repräsentationsbemühungen der bäuerlichen Eliten in die Mitte des 17. Jahrhunderts. Gegenläufig zu den Konjunktur- und Wohlstandsphasen vieler anderer ländlicher Regionen wurde der Dreißigjährige Krieg hier zur Grundlage einer erfolgreichen Ökonomie. Der Handel mit fetten Ochsen sowie schweren und ausdauernden Oldenburger Pferden brachte in den Kriegszeiten extreme Gewinne ein.³ Zudem war der Fettvieh- und Pferdehandel zum Mittel der Neutralitätspolitik des Landesherrn Anton Günther geworden, der seine Grafschaft nicht zuletzt durch die Bestechung anrückender Truppen und den Erwerb von Neutralitätsbriefen weitgehend aus den Kriegshandlungen heraushalten konnte (vgl. Schaer 1984).

Die auf den Vorwerken und bäuerlichen Weideflächen fett gefütterten Ochsen wurden in den Herbstmonaten in einem systematisch durchstrukturierten Handel

2 Vgl. die Auflistung sämtlicher ausstehender Geldgeschäfte in einem Inventar aus dem Hause Rütemann von 1649, Privatbesitz bzw. als Kopie im Archiv Museumsdorf Cloppenburg Arch 30 KB 3.

3 Der Viehhandel verschob sich um 1550–1600 generell vom russisch-polnischen Handel zum friesisch-dänischen Vieh. Verschiedene Zollstationen fertigten jeweils bis zu 40.000 Ochsen jährlich ab.

über Münster nach Köln getrieben. Durch den kapitalorientierten Handel konnte sich eine großbäuerliche Elite herausbilden, die viel Geld verdiente und ausgeben konnte. Der Umgang mit Geld, gar frühkapitalistische Produktionsvorstellungen, Handel jeglicher Art, auch mit dem eigenen Land und Weiderechten, hat sich hier im Verhältnis zu anderen Agrarregionen sehr früh entwickelt (vgl. Konersmann 2004). Ein bis heute kolportiertes Stereotyp über reich gekleidete stolze Bauern mit einem großen Selbstbewusstsein hat hier seine Wurzeln. Hinzu kam ein geringer Einfluss eines lokalen Adels, der nur in der Position gräflicher Beamter in der Region vertreten war. Die Bauern selbst fühlten sich dem Adel ebenbürtig.

Die Pfarrer

Zeitgleich mit dieser Phase des bäuerlichen Wohlstandes in dieser Region erfolgte erst jetzt die endgültige „Protestantisierung“, indem die schon seit hundert Jahren andauernden Konfessionalisierungsprozesse in der Grafschaft Oldenburg nun weit über „die Theologie“ hinausgingen (vgl. Hersche 2006, 48). Katholiken und Protestanten unterschieden sich immer mehr, in ihren Bilderwelten, in der Kirchengestaltung, der Ausstattung, der Gestaltung der Friedhöfe, der Kleidung und nun auch in ihren Lebensansichten, ihrem Freizeitverhalten, ja gar in ihrer Mentalität (vgl. Hamm 2007). Der Einfluss der Konfession auf die Alltagswelt wird oft unterschätzt (vgl. Reinhard 1997). Die neue Frömmigkeit hatte beispielsweise nicht nur die persönliche Gewissenserforschung, sondern auch Befragungen und Beobachtungen durch den Klerus zum Inhalt, ein intensives Visitationswesen sollte die Gläubigen disziplinieren. Wurde gegen die kirchlichen Regeln verstoßen, sollten öffentliche Buße und Strafmaßnahmen die Sünder beschämen. Diese zunehmende Kontrolle durch die Pfarrer widersprach, so geht es eindeutig aus einer Fülle kritischer Bemerkungen der Pfarrer in den Kirchenbüchern hervor, der bäuerlichen Selbstbestimmtheit und ihrem Freiheitsverständnis. Klagen der Prediger über die widerspenstigen, ungehörigen und ungehorsamen Kirchenmitglieder gehörten über Jahrhunderte zu den Standardklagen der Pastoren, nicht nur in der Wesermarsch.

Bei aller Kritik an den „bäurischen“ Gläubigen wird dabei kaum berücksichtigt, dass viele Pfarrer in enger Verbindung mit den Bauern standen. Sie unterrichteten ihre Kinder, setzten deren Eheverträge und Testamente auf und verbrachten mit ihnen ihre Freizeit. Und da die Bauern in ihrer Funktion als Kirchjuraten die finanziellen Angelegenheiten der Gemeinden zu regeln hatten, entschieden sie über die Ausstattung der Pfarrhäuser und Investitionen in die Kirche.⁴ Von guten Beziehungen zwischen Pfarrern und Kirchjuraten hing sehr viel ab und Pfarrer, die nicht kooperierten, konnten nicht gut und ohne Magengeschwüre in der Region existieren. Um sich das Leben aber einfacher zu machen – unter anderem –, standen ihnen

4 Auch an einer neuen Treppe und einer neuen Scheune entzündeten sich in Langwarden heftige Konflikte zwischen dem Pfarrer und seinen Kirchjuraten.

jedoch im Gegensatz zu den katholischen Pfarrern offiziell neue Möglichkeiten zur Verfügung. Sie konnten sich über eine Ehe mit der Elite der Region familiär verbinden und sich damit vielversprechende Vernetzungsstrategien aufbauen. Wenn der Kirchjurat gleichzeitig der Schwiegersohn ist, lässt sich manches besser regeln. Andererseits beförderte dies auch ungewollt Probleme, denn Mitglied eines „Clans“ zu sein, den man gleichzeitig religiös zivilisieren sollte, untergrub auch die Autorität.

Diesem Widerspruch will ich im Folgenden nachgehen. Am Beispiel von Strückhausen, einem kleinen Kirchort bei Ovelgönne an der unteren Weser, lässt sich das Dilemma der Theologen zeigen. Neben der Kirche stehen hier bis heute nur drei Häuser, das Pfarrerhaus, das Küsterhaus und eine Gaststätte. Viele Geistliche, die in der oldenburgischen Wesermarsch tätig waren, hatten eine hohe Bildung, hatten in Helmstedt, Halle oder Jena studiert, und waren in Wittenberg gewesen. Nach Strückhausen versetzt, vereinsamten sie in der Einöde. Um 1530 war mit Helmerich Wechloy der erste lutherische Prediger eingezogen, seine Söhne tauchen schon bald in verschiedenen Quellen als Pächter von Vorwerken und als einheiratende Bauern auf (vgl. Aka 2012). Die Nachfahren vieler Pfarrer integrierten sich schnell in die bäuerliche Gesellschaft. Auf Wechloy folgte 1582 ein Johannes Witvogel als Pfarrer. Er war der Sohn eines Küsters aus der Grafschaft Hoya, geboren 1559. Als er 1625 starb, bestattete man ihn im Gang der Kirche, die noch komplett katholisch ausgestattet war, wo sich sein Grabstein und der seiner Frau Anna, gestorben 1605, bis in die 1830er-Jahre befanden (vgl. Eschen 1838, 31).

An seinem Beispiel und an dem seines Schwiegersohnes lässt sich auf der Grundlage intensiver detektivischer Arbeit „Pfarrer-Geschichte“ erzählen.

Marten und Catharina Rütemann

Als Witvogel schon 20 Jahre in Strückhausen heimisch war, wurde um 1600 ein junger Mann Kirchjurat, der Witvogel 25 Jahre lang treu in seinen Initiativen unterstützte. Dies tat er, Marten Rütemann, wohl nicht zuletzt, weil er 1602 dessen Tochter Catharina ehelichte. Bemerkenswert ist dabei nicht unbedingt, dass die Pfarrerstochter sich mit dem Bauern verheiratete, sondern wie vielfältig sich der Einfluss dieser Verbindung über lange Zeit auswirkte. Dies ist dem reichen Material in verschiedenen Familienarchiven zu entnehmen, aus dem nun einige Details näher dargestellt werden sollen.

Catharina Witvogel hatte mit der Einheirat auf einen Meierhof einerseits ihr sicheres Auskommen gefunden und bis in ihr hohes Alter von 78 Jahren gesichert. Andererseits zeigt ein Testament, in dem Marten schon 1620 die Zukunft seiner Kinder und seiner Frau absicherte, viele „moderne“ Ideen. Eine Erbfolge legte er nicht fest, Verwandte und seine Frau sollten unter den Söhnen den fähigsten und, so heißt es wörtlich, „am besten qualifizierten“ aussuchen, obschon es dann doch der Jüngste war, der den Hof erhielt. Denn in der Region gilt das Jüngstenerbrecht. Als Aussteuer wurde für jedes einzelne Kind eine Summe von je 100 Reichsthaler

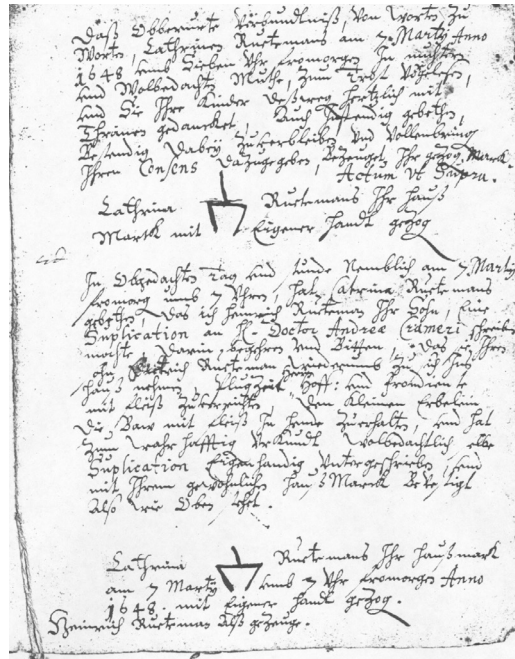


Abbildung 1:
Verbrüderungsurkunde der
Geschwister und der Mutter
von Marten Rütemann jun. zur
Weiterführung des Hofes nach dem
Tod des Erben, 1648 (Privatbesitz)

zu 55 Groten festgelegt, was damals dem Wert von je etwa sechs Kühen entsprach. Für den Fall, dass der Hoferbe sich verheiratete und seine Frau noch lebte, diese sich aber mit der Schwiegertochter nicht verstehe, verfügte er den Bau eines Alten-teilerhauses von fünf Fachen und einer Ausstattung mit Land und Vieh. Die Kinder, sowohl die Mädchen als auch die Jungen, sollten zur Schule geschickt werden.⁵ Außergewöhnlich für die Zeit erscheint auch der Wunsch, dass im Falle seines Todes seine älteste Tochter Brileke die Rechnungsbücher des Hofes verwalten sollte. Für die Mutter Catharina ist noch verbürgt, dass sie weder lesen noch schreiben konnte. Sie unterzeichnete alle Dokumente mit ihrer Hausmarke. Dass also die Wirtschaftsführung in die Hand der Tochter gegeben werden sollte, erscheint sehr bemerkenswert und zeugt von Respekt gegenüber der weiblichen Position. Und diesen Respekt genoss auch Großmutter Catharina in vielfältiger Weise. Bildung wurde in der Familie groß geschrieben. Aber auch die materielle Ausstattung zeugt von einigen Besonderheiten.

Zwanzig Jahre später, zum Zeitpunkt der Hochzeit des Hofnachfolgers Marten jun. mit der Nachbarstochter Tyde Schwarting 1642, lebte Marten sen. noch und veranlasste, dass allen Geschwistern am Weihnachtsabend das Testament öffentlich durch den Pastor vorgelesen würde, obwohl alle Kinder selbst lesen konnten. Marten Rütemann sen. starb 1643 im gesegneten Alter von 81 Jahren. Nur vier Jahre später starb auch Marten jun. 1647, im Alter von 36 Jahren. Neben seiner Witwe

5 Testament von Marten Rütemann 1620, Privatbesitz bzw. als Kopie im Archiv Museumsdorf Cloppenburg Arch 30 KB 16.

Tyde hinterließ er ein kleines Mädchen namens Catharina, benannt nach der Großmutter. Um deren Erbensprüche schriftlich festzuhalten, wurden zwei ausführliche Inventare angefertigt, eines vom Amtsvogten, eines von Martens Bruder Heinrich.⁶ Auch der Besitz von Großmutter Catharina, der Pfarrerstochter, die 1651 im Alter von 78 Jahren starb, wurde darin penibel aufgeführt. So erfährt man, dass sie 1647 schon eine eigene Uhr besaß. Außerdem hatte sie ein frei stehendes Bett, das von grünen Vorhängen umhüllt war. Bedenkt man, dass der Besitz einer Uhr um 1650 selbst in patrizischen Familien Bremens sehr selten war, und in der bäuerlichen Bevölkerung ganz Nordwestdeutschlands bisher nicht nachgewiesen werden konnte, zeigt sich hier ein erheblicher innovativer Einfluss des Pfarrhaushaltes ihrer Kindheit (vgl. Vosgerau 1993).

Kirchjurat war nun, um 1650, ein Bauer namens Eylert Schwarting. Er war mit einer Tochter von Marten und Catharina Rütemann verheiratet. Die engen Beziehungen zum Pfarrer blieben bestehen, er brachte seine gesamte Verwandtschaft dazu, für die erforderlichen protestantischen Umbaumaßnahmen in der Kirche zu spenden. Ablesen lässt sich dies an den geschnitzten Spendernamen von 32 Männern auf der Empore in der kleinen Kirche. Bei deren familiengeschichtlicher Analyse zeigte sich, dass von ungefähr hundert Bauern des Kirchspiels nicht die größten und vermögendsten stifteten, sondern nur diejenigen, die sich der Kirche verbunden fühlten. Viele davon waren Schwager, Brüder und Cousins aus dem Umfeld von Catharina Witvogel/Rütemann. Hier wird eine enge Beziehung zwischen Pfarre, Pfarrer und Bauern – in vererbter kirchlicher Verantwortung – deutlich. Für die Verschönerung der Kirche scheint man sich nicht als Bauernschaft solidarisch eingesetzt zu haben, sondern innerhalb familiärer Netzwerke. Diese spielten eine wesentlich stärkere Rolle, als nachbarschaftliche oder finanzielle Aspekte. So erklärt sich auch, dass einige wenig wohlhabende Köterfamilien ihren Beitrag leisteten, Köterfamilien, die in engem Bezug zu ihren Verpächtern standen oder als abgehende Kinder mit den Bauern verwandt waren. Als Eylert Schwarting 1684 im Alter von 74 Jahren starb, war die Kirche komplett protestantisch gestaltet und der nächste Kirchjurat wurde mit Gerd Kloppenburg (gest. 1701) nun Eylerts Schwiegersohn.

Die elf Kinder von Marten Rütemann und Catharina Witvogel (fünf Söhne, sechs Töchter) und deren Nachfahren werden über 150 Jahre lang mit den wechselnden Pfarrern eng verbunden sein. Sie werden mit ihren Netzwerken den Umbau der Kirche finanzieren, die Frauen werden eine Orgel bezahlen, die Männer eine neue Empore, sie werden in direkter Nachfolge über Generationen die Kirchjuraten stellen, und es finden sich in den Kirchenbüchern keine Berichte über Bußzahlungen wegen ungebührlichen Verhaltens.⁷

6 Vorhanden im Privatarchiv der Nachkommen.

7 Vgl. Kirchenbuch Strückhausen. Da diese Familie sich in viele Orte der Wesermarsch durch Heirat und Hoferwerb ausdehnte, sind Unterlagen wie Rechnungen, Annotationsbücher und auch Objekte an verschiedensten Orten in Privathaushalten zu finden.

Andere vermögende Bauern, auch die direkten Nachbarn der Rütemanns, lebten hingegen in permanenten Konflikten mit den Pastoren, verweigerten sich der Kontrolle, hielten sich nicht an die disziplinierenden Vorgaben, beschimpften die Pfarrer und weigerten sich strikt, zu Investitionen in die Kirche beizutragen.

Obschon viele weitere Details interessante Geschichte und Geschichten erzählen, möchte ich zu einem zweiten Beispiel übergehen. Auch in Langwarden, einem kleinen Ort an der Küste Butjadingens, wurde die „Konfessionalisierung“ der Kirchengestaltung in etwa zeitgleich durchgeführt. Hier war es der Pastor Melchior Meier, der sich dafür engagierte. Meier war 30 Jahre in Langwarden tätig (1638–1668), wurde 1603 in Jever geboren, studierte in Königsberg, war dann Stadtprediger in seiner Heimatstadt und übernahm die mit umfangreichem Landbesitz ausgestattete Pfarrstelle von seinem Schwiegervater.

Meier hatte drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Beide Söhne und die Tochter wurden in die bäuerliche Oberschicht verheiratet, ein Sohn wurde auf diese Weise auch Kirchjurat in der Nachbargemeinde. Trotzdem konnte Meier sich, was seine Vorstellungen in Investitionen anging, nicht immer durchsetzen. Als er darauf bestand, einen neuen Beichtstuhl zu installieren, lehnten dies die Kirchjuraten als unprotestantisch ab, sie verweigerten die Beichte und die Investition in ein dafür nötiges Utensil. Wohl nicht ohne Trotz bezahlte der Pfarrer daraufhin den Beichtstuhl aus eigener Tasche (vgl. Aka 2012, 100).

Leider kann ich angesichts der gebotenen Kürze dieses Beitrags keine weiteren Beispiele mehr ausführen. Herausgestellt werden sollte jedoch, dass sich in der bäuerlichen Gesellschaft Verwandtschaftsstrukturen entwickelten, in denen das bäuerliche und das klerikale gesellschaftliche Milieu im 17. Jahrhundert vielfach verflochten waren. David Sabean analysierte die Bedeutung von Verwandtschaftsnetzwerken und Heiratsallianzen für die Etablierung sogenannter Klassencodes des Bürgertums im 19. Jahrhundert (vgl. Sabean 1997, 1998, 2007). Seine Ergebnisse lassen sich hier auf die norddeutschen bäuerlichen Strukturen des 17. Jahrhunderts übertragen. Die heute oft negativ konnotierte, aber trotzdem praktizierte soziale und verwandtschaftliche Endogamie der Eliten spielte eine herausragende Rolle in den Zuordnungen zu einem sozialen Milieu und den Abgrenzungsmechanismen von anderen. Die Ausstattung abgehender Kinder mit einer großen Mitgift und das durch eine Reihe vorliegender Eheverträge nachvollziehbare stetige Anwachsen dieser Ausstattung sollte zunächst die „Homogamie“, die Heirat zwischen Gleichen, ermöglichen. Aber auch die „Hypergamie“, die Einheirat in ein sozial höheres Milieu durch den wirtschaftlichen Transfer einer üppigen Aussteuer, sollte so erreicht werden. So brachten die Pfarrer ihre Kinder in den Familien der reichen Bauern unter, und so gingen akademische Bildung und Besitz immer wieder Beziehungen ein. Diese Allianzen entstanden dabei nicht nur unter dem Einfluss der Eltern, sondern wurden auch von den Heiratenden selbst angestrebt. Soziales Erkennen und Zuordnen war in den bäuerlichen Gesellschaften selbstverständlich. Verwandtschaft fiel unter solchen Rahmenbedingungen eine status- und standesstabilisierende Funktion zu. Sabean stellte gerade in der Herstellung und Reproduktion solcher

familiären Bindungen eine maßgebliche Einflussnahme durch Frauen, Mütter und Großmütter wie Catharina Rütemann, fest, die durch das Beaufsichtigen der sozialen Grenzen die „Ein- und Ausgänge zu sozialen Klassen“ bewachten. Sie wurden zu Konstrukteurinnen sozialer Milieus und nahmen so Einfluss auf langfristige Entwicklungen.⁸ Die Analyse von Verwandtschaftsbeziehungen von Pfarrern ist also nicht allein eine Form der Familien- bzw. Stammbaumforschung, sondern dient auch dem Verständnis sozialer, wirtschaftlicher und auch Frömmigkeit prägender Prozesse in einer Region.

Literatur

- Aka, Christine (2012). *Bauern, Kirchen, Friedhöfe. Sachkultur und bäuerliches Selbstbewusstsein in der Wesermarsch vom 17. bis 19. Jahrhundert*. Cloppenburg.
- Cerman, Markus (1997). Mitteleuropa und die ‚europäischen Muster‘. Heiratsverhalten und Familienstruktur in Mitteleuropa, 16.–19. Jahrhundert. In: Ehmer, Josef; Hareven, Tamara K. & Wall, Richard (Hg.). *Historische Familienforschung. Ergebnisse und Kontroversen. Michael Mitterauer zum 60. Geburtstag* (327–346). Frankfurt a. M./New York.
- Eschen, August (1834). *Beiträge zur Geschichte der Kirche und Gemeinde Strückhausen*. Oldenburg.
- Hamm, Berndt (2007). How innovative was the Reformation? In: Jäggi, Carola & Staecker, Jörn (Hg.). *Archäologie der Reformation. Studien zu den Auswirkungen des Konfessionswechsels auf die materielle Kultur* (Arbeiten zur Kirchengeschichte, Bd. 104) (26–46). Berlin u. a.
- Hersche, Peter (2006). *Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter. Erster Teilband*. Freiburg u. a.
- Konersmann, Frank (2004). Bauernkaufleute auf Produkt- und Faktormärkten. Akteure, Konstellationen und Entwicklungen in der Pfalz und Rheinhessen (1760–1880). *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie*, 52, 23–43.
- Mahlerwein, Gunter (2001). *Die Herren im Dorf. Bäuerliche Oberschicht und ländliche Elitenbildung in Rheinhessen 1700–1850*. Mainz.
- Müller, Siegfried (1995). Die Konfessionalisierung in der Grafschaft Oldenburg. Untersuchungen zur „Sozialdisziplinierung“ einer bäuerlichen Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. *Archiv für Reformationsgeschichte*, 86, 257–319.
- Reinhard, Wolfgang (1997). Sozialdisziplinierung – Konfessionalisierung – Modernisierung. Ein historiographischer Diskurs. In: Boškovska Leimgruber, Nada (Hg.). *Die Frühe Neuzeit in der Geschichtswissenschaft. Forschungstendenzen und Forschungserträge* (39–56). Paderborn.
- Rieken, Bernd (2005). „Nordsee ist Mordsee“. *Sturmfluten und ihre Bedeutung für die Mentalitätsgeschichte der Friesen* (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands, Bd. 83; Nordfriisk Instituut, Bd. 186). Münster u. a.

8 Durch seine Untersuchungen im württembergischen Neckarhausen konnte Sabeen nachweisen, dass um 1860 rund die Hälfte aller Heiraten zwischen Verwandten erfolgte, zwischen Cousins und Cousinen ersten, zweiten oder dritten Grades, vgl. Cerman 1997.

- Sabean, David Warren (1997). Die Ästhetik der Heiratsallianzen. Klassencodes und endogame Eheschließung im Bürgertum des 19. Jahrhunderts. In: Ehmer, Josef; Hareven, Tamara K. & Wall, Richard (Hg.). *Historische Familienforschung. Ergebnisse und Kontroversen. Michael Mitterauer zum 60. Geburtstag (157–170)*. Frankfurt a. M., New York.
- Sabean, David Warren (1998). *Kinship in Neckarhausen 1700–1870* (Cambridge studies in social and cultural anthropology). Cambridge.
- Sabean, David Warren (Hg.) (2007). *Kinship in Europe. Approaches to long-term development (1800–1900)*. New York, Oxford.
- Schaer, Friedrich-Wilhelm (1984). Graf Anton Günther in seiner Bedeutung für die Geschichte Oldenburgs und Nordwestdeutschlands. *Oldenburger Jahrbuch*, 84, 51–84.
- Troßbach, Werner (1998). Beharrung und Wandel „als Argument“. Bauern in der Agrargesellschaft des 18. Jahrhunderts. In: Troßbach, Werner & Zimmermann, Clemens (Hg.). *Agrargeschichte. Positionen und Perspektiven (107–136)*. Stuttgart.
- Vosgerau, Heinz-Günther (1993). *Rund um die Uhr. Die Kunst des Uhrmachens in Stadt und Land zwischen Weser und Ems*. Cloppenburg.

Ein Beleg zur Rezeption des Noth- und Hilfsbüchleins in der Medikalkultur

Der Blick auf die Volksaufklärung des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts hat in der Wissenschaftsgeschichte unseres Faches nicht nur die Herkunft und frühe, freilich noch in breitere kameralistische und ethnografische Perspektiven eingebettete Intention des Begriffes „Volkskunde“ erhellt (vgl. Möller 1964; Kutter 1978; Narr & Bausinger 1964), sondern die Bedeutung der Printmedien (vgl. Doering-Manteuffel 2001; Tomkowiak 2002), der Alphabetisierung und Literarisierung der Bevölkerung und damit auch der Reoralisierung von Literatur (vgl. Röhrich & Lindig 1989) für die Narrative der Alltagskultur erkennen lassen. Auch die Konstruktion einer „Volksmedizin“, die in den Großprojekten des Faches im 20. Jahrhundert (vgl. Schmitt 2005; Simon 2003 & 2005) als Gegenpol zur Schulmedizin entwickelt wurde, lässt sich in diesem Blick auf die Aufklärung dekonstruieren. Michael Simon hat dazu angemerkt, dass die Gegenüberstellung von Volksmedizin und Schulmedizin sowohl in der Geschichte der Volkskunde als auch in der Geschichte der modernen Medizin, die sich distinktiv von alternativen Heilkonzepten absetzte, als probate Kategorienbildung genutzt wurde. Hier verdeutlicht der Blick auf die Volksaufklärung, dass im Medikalierungsprozess nicht nur die Rezeption, sondern auch die Vermittlung medizinischen Wissens als Hilfe zur Selbsthilfe stattgefunden hat und die Vermittlungsinstanzen beachtet werden müssen. Ein historischer Beleg aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert soll dazu mitgeteilt werden, auf den ich schon an anderer Stelle hingewiesen habe (vgl. Becker 2009).

Volksaufklärung als geistesgeschichtliches und bildungspolitisches Programm sollte in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts die Vermittlung von positivem Wissen einleiten – an jenen Teil der Bevölkerung, der als ungebildet angesehen und von den „gesitteten Ständen“ unterschieden wurde. Damit war also nicht bloß die Anleitung zur musterhaften Haushaltung beabsichtigt, wie sie in der Hausväterliteratur beschrieben wurde und sehr viel früher schon, etwa in der „Nützlichen Hauß- und Feld-Schule“ Georg Andreas Böcklers von 1678, weite Verbreitung gefunden hatte, sondern die Absicht der Mentalitätsveränderung, die Erklärung und Durchsetzung aufklärerischen Denkens. In einem großen Forschungsprojekt haben Holger Böning und Reinhart Siegert die von der Frühaufklärung bis in den Vormärz hinein erschienene Literatur zur Volksaufklärung untersucht und über 18.000 Titel erfasst (vgl. Böning & Siegert 1990). Die Epoche der Volksaufklärung reicht damit bis in die Zeit der Agrarreformen, als in praktischer und technologischer Hinsicht so recht erst die Wiederaufnahme und Umsetzung des in den Aufklärungsschriften vermittelten Stoffes einsetzte. Im Großherzogtum Hessen etwa, wo nach 1830 ein zentraldirigistisch aufgebautes Reformprogramm anlief, finden sich dazu

bezeichnende Artikel in der landwirtschaftlichen Zeitschrift, herausgegeben vom Zentralverein der landwirtschaftlichen Vereine durch Heinrich Wilhelm Papst. So wurden im dritten Jahrgang, didaktisch geschickt verpackt, „Bruchstücke aus dem Tagebuch eines alten Landwirths“ aufgenommen, die einen Bezug zu den Schriften der Aufklärung herstellen sollten:

„Vielleicht ist es meinen lieben Lesern nicht unangenehm zu erfahren, wodurch ich mich zum Landwirthe gebildet habe. Darüber werde ich also noch einige Worte sagen. Es sind etwa vierzig Jahre, als ich anfang, das von meinem Vater ererbte Bauerngut zu bearbeiten. Ich nahm mir gleich vor, von dem alten Schlendrian, der Nichts kennt als das liebe Herkommen, abzuweichen und Alles so gut als möglich zu machen. Am meisten fand ich mich dazu aufgemuntert durch das Noth- und Hülfsbüchlein, das damals erschien.“
(ZLV 1833, 3 f.)

Dieses „Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute“, dessen Absicht, Verbreitung und Wirkung Reinhart Siegert 1978 gründlich untersucht hat, hat Buchgeschichte geschrieben. Durch die größte Subskriptionsaktion des 18. Jahrhunderts bekannt gemacht, wurde es die Volksaufklärungsschrift par excellence und sein Autor zum profiliertesten Volksaufklärer im deutschen Sprachraum: Die Schriften von Rudolph Zacharias Becker (1752–1822) sind daher auch in einer Editionsreihe mit Nachdrucken bedeutender Bücher zur Volksaufklärung mehrfach berücksichtigt worden, die begleitend zum Handbuch erschien. Neben dem „Noth- und Hülfsbüchlein“ sind es aus der Feder Beckers noch das „Mildheimische Liederbuch“ sowie der „Versuch über die Aufklärung“, der zusammen mit Heinrich Gottlieb Zerrenners „Volksaufklärung“ abgedruckt wurde. Die beiden schon zeitgenössisch gegeneinander gerichteten Schriften sind damit auch in der Edition miteinander konfrontiert worden: Sie enthalten gegensätzliche Auffassungen, trat doch dem Versuch einer zielgruppennahen („volksnahen“) Formulierung im „Noth- und Hülfsbüchlein“ die Indoktrination von oben bei Zerrenner entgegen, nüchtern und unverhohlen, wie Siegert zu Recht urteilte – zwei Pole der Volksaufklärung also, in denen die Ambivalenz aufklärerischer Absichten deutlich wird.

Die gegensätzliche politische Programmatik hing auch mit den unterschiedlichen Lebensentwürfen und Karrieren der beiden Aufklärer zusammen. Rudolph Zacharias Beckers Preisschrift war ein kompromissloses Plädoyer des Perfektibilisten für eine aufgeklärte Nation: Perfektibilität meinte das ständige Bemühen um eine Verbesserung der bestehenden Verhältnisse in der Umwelt des Menschen, aber auch des Menschen selbst. Es war Becker bewusst, dass die autoritär von oben verordnete Reform meist auf Ablehnung stoßen musste, und wirklich erfolversprechende Neuerungen im wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Leben nur durch gutes Vorbild und gemeinsame Aneignung vor Ort umzusetzen waren. Er forderte daher unumwunden die rückhaltlose Aufklärung des Volkes und scheute nicht zurück vor Fürstenkritik:

„Man strengt alle Kräfte an, das Volk im Irrthum zu erhalten, das ist, es außer Stand zu setzten, dem Vaterlande durch das Licht, das die Aufklärung verbreiten würde, nützlich zu werden. Wenn ein solches Verfahren nicht nach dem Despotismus und der Tirannei schmecket, so verräth es wenigstens Unwissenheit der ersten Gründe einer gesunden Staatsklugheit.“ (Becker 2001, 294)

Das brachte dem mittellosen Akademiker den Ausschluss von jeglicher Berufung in den Staatsdienst ein, doch verhalf ihm sein Freund und Förderer, der Pädagoge Christian Gotthilf Salzmann, zu einer Anstellung am Philanthropin, der berühmten Reformschule in Dessau, ehe er den Entschluss fasste, sich selbständig zu machen. Dieser Entschluss und damit die Entstehung der Mildheim-Schriften (des „Noth- und Hülfsbüchleins“ und des „Mildheimischen Liederbuchs“, vgl. Weissert 1966) war Ausdruck eines Unbehagens am elitären Elfenbeinturm der gelehrten Literatur. Ihm setzte er sein Vorhaben entgegen, den Bauern die Gedanken der Aufklärung durch Literatur näherzubringen. Damit war die moralische Haltung ebenso gemeint wie praktische Lebenshilfe. Den Grundgedanken der Aufklärung also galt es zu vermitteln, der mehr sein müsse als Gelehrsamkeit und Verfeinerung der Oberschicht, ja im Bauernstand gerade wegen der herrschenden Unwissenheit die besten Voraussetzungen fände.

Aber auch Zerrenners Schrift hatte einen unmittelbaren biografischen Hintergrund – sie war, kurz nach Erscheinen von Beckers „Versuch“ und der Ankündigung des „Noth- und Hülfsbüchleins“ offensichtlich in aller Eile fertiggestellt, als Bewerbungsschrift angefertigt worden, die den Autor für eine, gegenüber seinem bisherigen beschwerlichen Pastoralamt, bessere Anstellung empfehlen sollte. Schon vor der „Volksaufklärung“ hatte er sich unter anderem mit „Patriotischen Predigten“ und „Predigten wider den Aberglauben der Landleute“ einen Namen gemacht, und nun trug er das neue Buch im Gepäck, als er im Mai 1786 eine Reise nach Berlin unternahm, und tatsächlich wurde ihm daraufhin die Beaufsichtigung der Landschulen in Derenburg anvertraut. Und so zielte auch die Schrift, gleichwohl belesen und von späteren Volksschriften als Materialangebot genutzt, insbesondere auf eine verbesserte Dienstaufsicht und die Aufwertung der Pädagogik als akademische Disziplin. Sie beabsichtigte eine Volksaufklärung von oben, die den aufklärerischen Begriff der Mündigkeit kaum genügend reflektierte und in die Konzeption ihrer literarischen Produktion einbezog.

Ganz anders Beckers „Noth- und Hülfsbüchlein“, das sich mit vielen Ratschlägen für die Arbeit in Haus und Hof, in Dorf und Familie an ein breites Publikum wandte und tatsächlich auch angenommen und breit rezipiert wurde. Siegert schätzte, dass zu Beginn des 19. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum etwa 400.000 Exemplare des „Noth- und Hülfsbüchleins“ verbreitet waren, das entsprach etwa einem Buch auf 65 Einwohner oder auf 10 Haushalte: Es war um 1800 das meistverbreitete weltliche Buch. Sein ungeheurer Erfolg lässt sich anhand der Verkaufszahlen nachweisen. Doch wie wurde es tatsächlich genutzt, gelesen, angewendet?

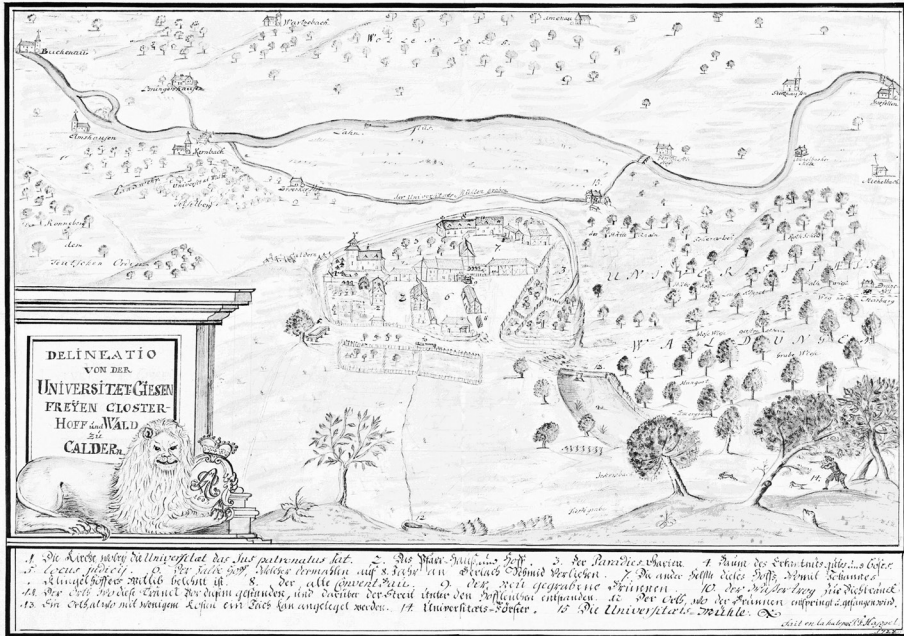


Abbildung 1: Caldern, Lageplan der ehemaligen Klosteranlage, 1722 (zur Zeit der Zugehörigkeit des Guts zur Universität Gießen), gefertigt durch J. F. Happel (Quelle: Hessisches Staatsarchiv Marburg, Pläne P II 17198)

Über die Rezeption der Schrift im Alltag der ländlichen Bevölkerung sind gemessen an ihrer Verbreitung nur wenige Quellen erhalten. Ein Eintrag im Kirchenbuch Caldern lässt einen kleinen Einblick in die Bedeutung der Schrift als Ratgeber zu. Beide Bücher, Beckers „Noth- und Hülfsbüchlein“ und das Kirchenbuch der Pfarrei, lagen im alten Pfarrhaus nahe der alten Klosterkirche, die seit der Reformation als Pfarrkirche des Kirchspiels diente. Das ehemalige Zisterzienserkloster Caldern (vgl. Vanja 1984) war in der Reformation säkularisiert, das Gut zur Ausstattung der 1527 gegründeten Universität Marburg genutzt (vgl. Braasch-Schwersmann, Scheider & Winterhager 2004) und durch bäuerliche Höfe aufgesiedelt worden. Vorübergehend zur Ausstattung der (hessen-darmstädtischen) Universität Gießen als lutherischer Gegenründung zu der seit den mauritianischen Reformen 1604 reformierten Marburger Universität (vgl. Menk 1993 & 2000; zum konfessionsgeschichtlichen Kontext Schilling 1986) verwendet, findet sich das Gut Caldern auf einem 1722 von Happel für die Universität Gießen gezeichneten Lageplan dargestellt.

Darauf lässt sich noch die ehemalige Klosteranlage deutlich erkennen; südlich der Kirche ist das Pfarrhaus eingezeichnet, das 1913 abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt wurde. Superintendent i. R. Gottfried Schmidmann, der von 1903 bis 1932 die Pfarrstelle in Caldern versah, hat in seinen Erinnerungen das alte Pfarrhaus noch erwähnt (vgl. Schmidmann 1952, 16). Im Sterberegister vermerkte Pfarrer Karl Sallmann am 4.3.1797 das Begräbnis der kleinen



Abbildung 2:
Ausschnitt aus der Karte
1722: Kirche von Caldern
mit dem Pfarrhaus, in
dem Pfarrer Sallmann
1797 den Eintrag im
Kirchenbuch vermerkte

„Elisabeth, des Joh[ann] Henkels u. dessen Ehefr[au] Kath[arina] geb. Backesin T[ochter]. war ohne Aufsicht am 2.t. März Mittags in ihren Garten am Brunckel gegangen und in ein Wasserloch, das darin gegraben ist, gefallen. Es wurde Nachmittags nach 2 Uhr todt aus dem Wasser gezogen. In meiner Abwesenheit hatte meine Frau nach dem Becker[schen] Noth- und Hülfsbüchelchen das Kind behandelt und behandeln lassen; da es aber sogleich nach dem Herausziehen aus dem Wasser war gestürzt worden, so war die fernere Mühe dadurch vergebens gemacht. Es hatte auch wohl schon lange im Wasser gelegen; denn die Ältern wissen nicht, wie lange es aus ihren Augen gewesen ist!! Es wurde nach ertheilter obrigkeitl. Erlaubniß am 4.t. März begraben und war nur 1 Jahr 10 Mon. weniger 3 Tage alt.“

Diese erschütternde Nachricht vom Tod eines kleinen Kindes ist ein aussagekräftiger Beleg für Wirkung und Nutzung des Buches, das auf den Seiten 331 bis 339 ein anschaulich mit eigenem Erfahrungsbericht beginnendes Kapitel über Versuche zur Rettung Ertrunkener enthält. In 19 Anweisungen zur Behandlung der aus dem Wasser Geborgenen wird zunächst alles Bedenken zerstreut, die administrative und rechtliche Zuständigkeit klären zu müssen, und geraten, den „Verunglückten je eher je lieber zu Hülfe“ zu kommen, also rasche Maßnahmen zu ihrer Wiederbelebung einzuleiten. Schon im zweiten Absatz wird dann ermahnt: „Stell einen Ertrunkenen ja nicht auf den Kopf, rollt ihn nicht über Fässer und zerret und stoßt ihn nicht gewaltsam: davon stirbt er, wenn er noch nicht todt ist. Dagegen ist es gut, seine Glieder gelinde zu bewegen.“

Darauf bezog sich die Bemerkung Sallmanns, das Kind sei gestürzt (kopfüber gehalten) und damit alles weitere Bemühen zunichte gemacht worden. Dies belegt, dass die Pfarrersfrau in ihren Rettungsversuchen und Anweisungen („das Kind behandelt und behandeln lassen“) tatsächlich nach dem Maßnahmenkatalog im „Noth- und Hülfsbüchlein“ vorgegangen sein dürfte, in dem das Abtrocknen und Einwickeln des Körpers in trockene Tücher, das Befreien des Mundes von Schlamm oder Schaum, das Zurseitedrehen, Bereiten eines gewärmten Lagers, Reiben der Extremitäten und der Herzgrube sowie das Beatmen ausführlich beschrieben werden.

Doch noch in einem weiteren Aspekt ist der Eintrag von Interesse: Es war die Pfarrersfrau, die in Abwesenheit des Pfarrers Rettungsmaßnahmen einleitete und anwies. Pastoren waren (wie Zerrenner) nicht nur Autoren der Volksaufklärungsliteratur, sondern vor allem Rezipienten: Die Pfarrer waren es oft, die das „Noth- und Hülfsbüchlein“ und andere nützliche Schriften für Haus und Familie anschafften, lasen und im Dorf verbreiteten. Sie liehen das Buch aus oder vermittelten seinen Inhalt über Ratschlag und Predigt. In einer Zeit, als die Schriftfähigkeit der ländlichen Bevölkerung noch gering, das „Volk ohne Buch“ den größten Teil der unterständischen Schichten umfasste (vgl. Schenda 1970), trugen die Pfarrer nicht wenig zur Verbreitung des Wissens über Landbau und Haushalt bei, zumal viele die Pfarrgüter noch selbst bewirtschafteten und daher die Ratschläge zur Verbesserung des Landbaus nicht nur selbst anwenden, sondern darin auch Vorbildfunktion einnehmen konnten.

Das war von Rudolph Zacharias Becker bewusst so beabsichtigt: In der Rahmenhandlung des „Noth- und Hülfsbüchleins“, der „Freuden- und Trauergeschichte des Dorfs Mildheim“, gehen die Dorfbewohner mit ihrem neuen Pfarrer als Sachverständigem im Lauf von fünf Jahren das ganze Noth- und Hülfsbüchlein durch. Das „aufklärerische Berufsideal vom Pfarrer als Volkslehrer“ (Siegert) wurde hier literarisch fixiert. Diese Rahmenerzählung verpackte nicht nur geschickt die Sachinformationen der Ratgeberliteratur, motivierte als Roman nicht nur zum Lesen, sondern vermittelte auch (in einer eingebauten Musterpredigt) das Gedankengerüst der Aufklärung, den Perfektibilitätsgedanken („Dieses beständige besser machen und besser werden ist nun die rechte Absicht, zu der uns Gott erschaffen hat“). Zur Rettung der kleinen Elisabeth Henkel hat die Lektüre des „Noth- und Hülfsbüchleins“ nicht mehr beitragen können. Viele Ratschläge aber werden daraus auch in Caldern noch gezogen worden sein, die für Haus und Hof, Gemeinde und Familie nützlich waren.

Literatur

- Becker, Rudolph Zacharias (1980). *Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute*. Hrsg. u. mit e. Nachw. von Reinhart Siegert. Dortmund [Orig. 1788].
- Becker, Rudolph Zacharias (2001). *Versuch über die Aufklärung des Landmannes*. Dessau, Leipzig [Orig. 1785]. Nachdruck zusammen mit Zerrenner, Heinrich Gottlob. *Volksauf-*

- klärung [Orig. 1786]. Hrsg. u. mit e. Nachw. von Reinhart Siegert (Volksaufklärung. Ausgewählte Schriften, Bd. 8). Stuttgart u. a.
- Becker, Siegfried (2009). Eine Nothilfe nach dem Noth- und Hilfsbüchlein in Caldern 1797. In: Kreisausschuss Marburg-Biedenkopf (Hg.). *Jahrbuch 2010 des Landkreises Marburg-Biedenkopf* (229–232). Wetzlar.
- Böning, Holger & Siegert, Reinhart (1990). *Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850*. 2 Bde. Stuttgart u. a.
- Braasch-Schwersmann, Ursula; Schneider, Hans & Winterhager, Wilhelm Ernst (Hg.) (2004). *Landgraf Philipp der Großmütige 1504–1567. Hessen im Zentrum der Reform*. Marburg u. a.
- Doering-Manteuffel, Sabine (Hg.) (2001). *Pressewesen der Aufklärung. Periodische Schriften im Alten Reich* (Colloquia Augustana, Bd. 15). Berlin.
- Kutter, Uli (1978). Volks-Kunde. Ein Beleg von 1782. *Zeitschrift für Volkskunde*, 74, 161–166.
- Menk, Gerhard (1993). Absolutistisches Wollen und verfremdete Wirklichkeit. Der calvinistische Sonderweg Hessen-Kassels. In: Schaab, Meinrad (Hg.). *Territorialstaat und Calvinismus* (164–183). Stuttgart.
- Menk, Gerhard (Hg.) (2000). *Landgraf Moritz der Gelehrte. Ein Calvinist zwischen Politik und Wissenschaft* (Beiträge zur hessischen Geschichte, Bd. 15). Marburg.
- Möller, Helmut (1964). Aus den Anfängen der Volkskunde als Wissenschaft. *Zeitschrift für Volkskunde*, 60, 217–233.
- Narr, Dieter & Bausinger, Hermann (1964). „Volkskunde“ 1788. Aus den Anfängen der Volkskunde als Wissenschaft. *Zeitschrift für Volkskunde*, 60, 233–241.
- Röhrich, Lutz & Lindig, Erika (Hg.) (1989). *Volksdichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit* (ScriptOralia, Bd. 9). Tübingen.
- Schenda, Rudolf (1970). *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lese- stoffe 1770–1910*. Frankfurt a. M.
- Schilling, Heinz (Hg.) (1986). *Die reformierte Konfessionalisierung in Deutschland. Das Problem der „Zweiten Reformation“* (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Bd. 195). Gütersloh.
- Schmidmann, Gottfried (1952). Ich denke der alten Zeiten ... Sonderdruck von: *Deine Kirche, Gemeindeblatt des Kirchenkreises Marburg-Land*, o. J. Dreihausen.
- Schmitt, Christoph (Hg.) (2005). *Volkskundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft* (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 2). Münster u. a.
- Siegert, Reinhart (1978). *Aufklärung und Volkslektüre. Exemplarisch dargestellt an Rudolph Zacharias Becker und seinem „Noth- und Hilfsbüchlein“*. Mit einer Bibliographie zum Gesamtthema. Frankfurt a. M.
- Simon, Michael (2003). „Volksmedizin“ im frühen 20. Jahrhundert. Zum Quellenwert des *Atlas der deutschen Volkskunde* (Studien zur Volkskultur, Bd. 28). Mainz.
- Simon, Michael (2005). Der Atlas der deutschen Volkskunde. Kapitel oder Kapital des Faches? In: Schmitt, Christoph (Hg.). *Volkskundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft* (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 2) (51–62). Münster u. a.
- Tomkowiak, Ingrid (Hg.) (2002). *Populäre Enzyklopädien. Von der Auswahl, Ordnung und Vermittlung des Wissens*. Zürich.

- Vanja, Christina (1984). *Besitz- und Sozialgeschichte der Zisterzienserinnenklöster Caldern und Georgenberg und des Prämonstratenserinnenstiftes Hachborn in Hessen im späten Mittelalter*. Darmstadt u. a.
- Weissert, Gottfried (1966). *Das Mildheimische Liederbuch. Studien zur volkspädagogischen Literatur der Aufklärung* (Volksleben, Bd. 15). Tübingen.
- Zeitschrift für die landwirtschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen* (ZLV). Darmstadt 1830 ff.
- Zerrenner, Heinrich Gottlob. *Volksaufklärung* [Orig. 1786]. Nachdruck zusammen mit Becker, Rudolph Zacharias (2001). *Versuch über die Aufklärung des Landmannes*. Dessau, Leipzig [Orig. 1785]. Hrsg. u. mit e. Nachw. von Reinhart Siegert (Volksaufklärung. Ausgewählte Schriften, Bd. 8). Stuttgart u. a.

Karl Braun

Erinnerungsort Rigorosum 1940

Momentaufnahme mit Ingeborg Weber-Kellermann und Adolf Spamer

Im Sommer 1940 hatte Ingeborg Kellermann an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin ihre Dissertationsschrift „Josefsdorf (Josipovac). Lebensbild eines deutschen Dorfes in Slawonien“ eingereicht. Betreuer ist der 1936 nach Berlin berufene Ordinarius für Volkskunde Adolf Spamer, bei dem Ingeborg Kellermann seit 1937 studiert hatte. Im Oktober 1940 findet das Rigorosum, die mündliche Prüfung statt.

Die Prüfungssituation ist folgende: Dem 57-jährigen ehemaligen „Shooting-Star“ der Volkskunde zwischen 1925 und 1935, der bei den Nationalsozialisten Karriere machen wollte und dabei gescheitert ist (vgl. Assion 1994, 71 ff.; Lixfeld 1987, 73 ff.), sitzt eine 22 Jahre junge Promovendin gegenüber, die eine gut nationalsozialistisch orientierte Dissertationsschrift geliefert hat (vgl. Bethke 2015; Braun 2015).

1

Bei ihrem ersten Besuch nach dem Mauerfall in Berlin im Jahr 1990 kommt Ingeborg Weber-Kellermann auch am Haupteingang der Humboldt-Universität vorbei; sie entscheidet sich spontan – so ihre Erzählung –, einen dort stattfindenden Vortrag „einer israelischen Kollegin über die Frauen im Judentum“ zu besuchen. Weber-Kellermann erinnert sich:

„Aber als ich mich in dem hohen, schön renovierten Raum umsah, schweiften meine Gedanken in die Vergangenheit ab; es war unverkennbar jener kleine Saal, in dem ich vor genau fünfzig Jahren meine mündliche Doktorprüfung in Volkskunde bei meinem Lehrer Adolf Spamer abgelegt hatte. Das war 1940. Etwa ein Dutzend Prüflinge saßen damals mit ihren Prüfern und Protokollanten an kleinen Tischen, und der Raum schien erfüllt vom Raunen und Flüstern der Fragen und Antworten und einer gewissen nervösen Spannung.“ (Weber-Kellermann 1998, 15 f.)

Der Vortragsbesuch wird zur Reise in die Vergangenheit, der reale Ort, die kleine Aula, evoziert den Erinnerungsort Rigorosum 1940. Dieses fand – für den heutigen Universitätsbetrieb kaum mehr vorstellbar – als eine Art „Sammelrigorosum“ statt. 1991 hat Weber-Kellermann, 73-jährig, auf ein volles Wissenschaftlerinnen-Leben zurückblickend, ihre Erinnerungen aufgeschrieben, auch diejenigen an den mündlichen Teil ihres Promotionsvorganges im Oktober 1940; zwischen Geschehen und Bericht des Geschehens liegt – Weber-Kellermann hat es schon benannt – ein halbes Jahrhundert.

„Das freundliche Gelehrten Gesicht des alten Spamer mit seinen ausdrucksvollen blauen Augen, dem professoralen langen Nackenhaar und vertrauenerweckenden weißen Spitzbart war mir zugewandt. Während einer kurzen Abwesenheit des Protokollanten wich er vom üblichen Prüfungsgang des Frage- und Antwortspiels ab. Mit seiner tiefen Stimme hielt er mir ein kleines Privatissimum über die von der NS-Volkskunde postulierte Aufteilung der Volksüberlieferungen nach den rassistisch geprägten Kategorien ‚arteigen‘ und ‚artfremd‘. Ein solches Denken beruhe auf dem grundfalschen Ansatz, daß Kultur teilbar sei. Ganz im Gegenteil sei sie jedoch ein historischer Besitz sozialer Gruppen, eine jeweils komplexe ‚Gruppeneigenschaft‘, wie er das damals nannte, die sich im Zusammenhang mit den geschichtlichen Prozessen verändert. Dann kam der Protokollant zurück und ich [...] bekam zum Schluß ein Sehr gut. Das hätte viel mehr meinem Prüfer gebührt, der mir damals zum Abschluß meines kriegsbedingt allzu kurzen Studiums eine so wichtige Lehre mit auf den Weg gegeben hat.“ (Weber-Kellermann 1998, 16)

Es existiert ein zweiter Bericht über dieses Rigorosum; überliefert ist er bei Adelhart Zippelius, ein Kommilitone von Ingeborg Kellermann aus der Berliner Studienzeit, in der Laudatio zu ihrem 60. Geburtstag am 26.6.1978. Diese zweite, 13 Jahre ältere „Rigorosum-Erzählung“ ist folgendermaßen zustande gekommen:

„Ich ziehe es vor, dabei die Jubilarin mehr selbst zu Wort kommen zu lassen, als man dies wohl sonst in einer Laudatio zu hören gewohnt ist. Ich darf mich dabei auf ein langes Gespräch stützen, das ich mit ihr – die hintergründige Absicht sorgfältig verbergend – führen konnte. Wenn sie diese Zeilen zu Gesicht bekommt, muß ich also gleich um Vergebung bitten dafür, daß ich ganz sicher nicht zum Druck Formuliertes hier wiedergebe. Der gute Zweck mag die etwas zweifelhaften Mittel heiligen.“ (Zippelius 1978, 199)

Die Verwendung der direkten Rede in der ersten Person ist also einem Gedächtnisprotokoll geschuldet, in dem Zippelius Weber-Kellermann in wörtlicher Rede zitiert. Und wie es scheint, ahnte Weber-Kellermann nichts von dem Zweck des Gesprächs mit Zippelius. Man kann den Zippelius-Bericht also als authentisches Ego-Dokument betrachten, das Weber-Kellermann unter Umständen sogar für die Abfassung ihrer Erinnerungen im Jahr 1991 herangezogen hat. Für die vorliegende Momentaufnahme ist es wichtig, die frappierende Ähnlichkeit, aber auch die Unterschiede der beiden Berichte zu betonen.

Die Prüfung mit den Themen „Problem des Arteigenen“ (Bethke 2015, 131) und „Märchenforschung als Teil volkskundlicher Wissenschaftsgeschichte“ (Weber-Kellermann 1998, 16)

„fand [...] in der kleinen Aula der Universität statt. Neben dem Prüfer und dem Kandidaten saß der Protokollant: ‚Aus irgendeinem Grunde wurde dieser eine Zeitlang abberufen und ich war mit Spamer allein. Und da hat er mir – exakt und schlüssig – den vollen Unsinn der Begriffe ‚arteigen‘ und ‚artfremd‘ auseinandergesetzt und klargemacht, daß mit derlei ideologischen Zuordnungen kulturellen Erscheinungen nicht beizukommen sei.‘ Man muß daran erinnern, daß solche Belehrungen ein Sakrileg bedeuteten.“ (Zippelius 1978, 201)

Die dank der Abwesenheit des Protokollanten mögliche „Arteigen“-Schelte im Rigorosum kann somit im Eigen-Biografie-Entwurf von Ingeborg Weber-Kellermann als verfestigtes Narrativ gesehen werden; ob es erst im Gespräch mit Zippelius die vorliegende Form gefunden hat oder wesentlich früher, wird sich kaum klären lassen: Weber-Kellermann bezeichnet die „Rigorosum-Erzählung“ sogar als „Lebensanekdote“ (Weber-Kellermann 1998, 17). Verfestigte Narrative und Erzählversatzstücke sind in den eigenen Identitätsentwurf, also in die Sicht auf das eigene Leben integriert, geben Form, Dauer, vor allem aber Sinn.

Im Zippelius-Bericht fehlen die einleitende, überaus einnehmende, mit Adjektiven überladene Schilderung der Person Spamers, die erteilte Schelte als „so wichtige Lehre“ und die im Eigenbericht nur als Subtext ausgesprochene Dankbarkeit dafür – nicht ich, sondern „vielmehr“ Spamer hätte die Note „sehr gut“ verdient gehabt. Durch diese vorgenommenen Erweiterungen wird im 1991er-Bericht ein ganz positives, ja fast harmonisches Bild der Situation entworfen; doch in der Klage „meines kriegsbedingt allzu kurzen Studiums“ scheint ein Bedauern auf, das auf einen damaligen gewissen Dissens zwischen Prüfer und Prüfling hindeuten könnte, das aber auch eine nachträgliche Selbstentschuldigung mit den Facetten *zu jung, zu unausgebildet und deswegen indoktriniert* enthält.

Denn wäre das Rigorosum so harmonisch positiv verlaufen, wie hier angedeutet, dann würde die Erinnerung daran kaum als „entscheidender Knotenpunkt“ (Weber-Kellermann 1998, 17) Eingang in die Selbstbiografie gefunden haben. Wo also liegen die Bruchlinien bei dieser Lebensanekdote?

2

Denn ohne Grund wird Adolf Spamer der jungen Ingeborg Kellermann „den vollen Unsinn der Begriffe ‚arteigen‘ und ‚artfremd‘“ nicht auseinandergesetzt haben, und schon gleich nicht in der Situation des Rigorosums. Warum wählte Spamer diese – zugleich öffentliche und zwischen Absolventin und Prüfer dennoch intime – Situation, in der Kellermann weder ausweichen noch, wollte sie eine gute Note bekommen, zu laut oder zu stark widersprechen konnte? Bestand außerhalb des zufälligen oder von Spamer bewusst herbeigeführten Moments innerhalb des Rigorosums keine Möglichkeit zu einem Gespräch? Hatten die beiden damals also kaum direkten Kontakt? Oder gar: Hätte ihm Kellermann in einer anderen Situation gar nicht zuhören wollen?

Die Fachgeschichtsschreibung wird wohl nie wissen, wie die „frischgebackene“ Doktorin die „Arteigen“-Schelte, die – wie zu zeigen sein wird – als offener Angriff auf die Kernaussagen der Dissertationsschrift verstanden werden muss, erlebt hat. Doch ist es eher unwahrscheinlich, dass Kellermann diese Äußerungen ihres Doktorvaters im Jahr 1940 ebenso positiv aufgenommen hatte, wie dies im späteren Lebensrückblick und im verfestigten Narrativ geschah. Zippelius hat den doch sehr starken Begriff des „Sakrilegs“ für die Handlungsweise Spamers verwendet; d. h.,

diese Äußerungen seien ein Sakrileg in den Augen von Anhängern der nationalsozialistischen Ideologie gewesen. Vielleicht war ja die 1940 nationalsozialistisch gesinnte Ingeborg Kellermann – seit 1938 Mitglied in der NSDAP (vgl. Bethke 2015, 130) – von diesem ihr zugeordneten Sakrileg skandalisiert und erbost, hatte aber – in dieser Situation des Rigorosums und der ungewissen Dauer der Abwesenheit des Protokollanten – angesichts dieser Schelte stillzuhalten und zu schweigen, selbst wenn sie gern opponiert und widersprochen hätte. Denn mit der Aussage Spamers, „daß mit derlei ideologischen Zuordnungen kulturellen Erscheinungen nicht beizukommen sei“, war ihr damaliger völkisch-rassischer Denkstil „Volkskunde umfaßt alle Bezirke des Gemeinschaftslebens [...], unmöglich kann sie die Kräfte des Blutes übersehen“ (Kellermann 1942, 19) und damit die theoretische Grundlegung ihrer Arbeit in Frage gestellt, für sie, befangen in nationalsozialistisch ideologischer Ausdrucksweise, ein diesen NS-Konsens in Frage stellender und verletzender Tabubruch. Wie tief diese Befangenheit in ihren Überzeugungen verankert war oder es sich um wenig reflektiertes Nachplappern gehandelt hat, soll hier nicht entschieden werden. Denn der „Bericht der biologischen – oder sagen wir es lieber in deutscher Sprache: lebensgesetzlichen – Verhältnisse des Dorfes“ (Kellermann 1942, 19) gibt einfach den Versuch der Beschreibung der Bevölkerungsstruktur von Josipovac wieder, allerdings mit Einschüben wie:

„Es [ein seit 1936 neu zu verzeichnendes Ansteigen der Geburtenzahlen, K.B.] ist so recht der Beweis für die gewaltige Kraft dieses Organismus ‚Volk‘, der seine Dynamik den fernsten Gliedern mitteilt. Allerdings pflanzen sich diese inneren und aus einem Umbruch des Geistes und der Seele geborenen Kräfte wellenförmig fort und erreichen erst später das ferne Gestade.“ (Kellermann 1942, 21)

Angesichts solcher „Arteigen“-Poesie muss es Adolf Spamer gegraut haben; denn hier erweist sich „der volle Unsinn der Begriffe ‚arteigen‘ und ‚artfremd‘“, wie er ihn seiner anders denkenden Promovendin im Rigorosum auseinandergesetzt und klargemacht hat. Aber warum hat Spamer die Arbeit nicht einfach abgelehnt?

3

In der 1942 veröffentlichten Dissertationsschrift findet sich eine Danksagung an Spamer als Doktorvater, er habe „in großzügiger Weise das Werden dieser Arbeit“ geleitet (Kellermann 1942, VI). Ob sich in dieser Äußerung echte Dankbarkeit versteckt oder ob es sich um eine Leerfloskel, um die Erfüllung wissenschaftlicher „Rite de Passage“-Standards gehandelt haben könnte, das soll im Fortgang gefragt werden. Die Erinnerungen aus dem Jahr 1991 nehmen zwei Umkehrungen vor.

„Diese Begegnungen mit den donauschwäbischen Bauern machten auf das Berliner Stadtkind einen tiefen Eindruck und bestimmten auch die Wahl meines Dissertationsthemas: ‚Josipovac – Josefsdorf. Lebensbild eines deutschen Dorfes in Slawonien. Hier

war allerdings keine Hilfe von Spamer zu erwarten. Er hat mich kaum beraten und so entstand die übliche Dorfbeschreibung, bestimmt von der damals modernen Sichtweise, die der Breslauer Volkskundler Walter Kuhn mit seinem 1934 erschienenen programmatischen Werk ‚Deutsche Sprachinselforschung‘ gewiesen hatte.“ (Weber-Kellermann 1998, 19)

Zum einen steht „Josipovac“ nicht mehr in Klammern, sondern hat die führende Position eingenommen; zum anderen tritt die behauptete „in großzügiger Weise betriebene Leitung der Arbeit“ hinter die Feststellung der Nicht-Beratung, ja fast der Nicht-Beratungsfähigkeit in diesem Fall, zurück. Neben diesen Umkehrungen gilt es, die nachträgliche Charakterisierung ihrer Dissertationsschrift als „übliche Dorfbeschreibung“ in „damals moderner Sichtweise“, sprich der Sprachinselvolkskunde, zu bedenken.

Durch die Umkehrung des ursprünglichen Titels in „Josipovac – Josefsdorf“ ist die Kritik und die Kehrtwendung markiert, die Ingeborg Weber-Kellermann hinsichtlich der Sprachinselvolkskunde, vor allem in ihrem 1959 veröffentlichten Aufsatz „Zur Frage der interethnischen Beziehungen in der ‚Sprachinselvolkskunde‘“, vorgenommen hat. Diese Umkehrung ist, kennt man die wissenschaftliche Entwicklung von Ingeborg Weber-Kellermann, in sich schlüssig, egal ob bewusst oder unbewusst geäußert. Implizierte die theoretische Setzung der Sprachinsel, wie sie von Walter Kuhn und anderen entworfen worden war, die schroffe Trennung des „Eigenvölkischen“ von der „fremdvölkischen“ Umwelt bei gleichzeitiger Betonung der eigenen Überlegenheit – eine Inselexistenz also, an die das Fremde anbrandet, ohne es einnehmen zu können –, so setzt der Entwurf der Interethnik auf Mischungsverhältnisse, gegenseitigen Einfluss und Gleichrangigkeit. Die Inversion setzt das Dorf Josipovac als Ort „im städtischen Peripherieraum Osijeks“ (Bethke 2015, 142) an den empirisch richtigen Platz, als Ort mit überwiegend deutschstämmiger Bevölkerung in einem kroatischen und multiethnischen Umfeld.

Heikler ist die zweite Umstellung, die Adolf Spamer in die Pflicht zu nehmen scheint: „Hier war allerdings keine Hilfe von Spamer zu erwarten. Er hat mich kaum beraten und so“ *fiel ich halt auf die gerade moderne Dorfbeschreibung herein*. Das „und so“ stellt eine Kausalität her: Hätte Spamer sie beraten, dann wäre sie wohl nicht auf die Modernität des Sprachinsel-Einflusses hereingefallen. Der erste Teil der Äußerung unterläuft den zweiten, denn er schließt fast aus, dass von Spamer irgendeine Hilfestellung zu erwarten gewesen wäre: Es sei „von Spamer allerdings keine Hilfe zu erwarten“ gewesen. Die semantische Logik von adverbiellen Interjektionen einzuschätzen, ist oft schwierig, denn sie fungieren mehrwertig. Das „allerdings“ scheint sich zunächst auf Slawonien zu beziehen; doch genauso plausibel kann es als verstärkend in anderer Hinsicht gelesen werden, und zwar zweifach: Keine Hilfe unter welchen Umständen auch immer und die Verstärkung könnte noch weitergehen und sogar aussagen, dass es undenkbar, ja fast absurd gewesen wäre, in diesem Fall auf die Hilfe von Spamer zu setzen.

Warum aber hätte Spamer nicht beraten können, sollen oder wollen? In diesem „allerdings“ versteckt Weber-Kellermann – sicher unbewusst – etwas Wichtiges und Entscheidendes für das Vergessen wie das Erinnern der Rigorosum-Situation: Die Schuldzuweisung an Spamer – durchaus entlastend für die junge Doktorandin Kellermann: *hätte er nur beraten, dann hätte ich ...* – ist bereits im Vorfeld ausgesetzt. Das „allerdings“ ist die Benennung, das Eingeständnis von Eigenschuld: *Ich junges Ding wollte mich gar nicht von ihm beraten lassen, aber Spamer hat mir in der Rigorosum-Situation die später für mich „so wichtige Lehre“, die zurückgewiesene Beratung also, als Schelte aufgezwungen.* Diese starke Behauptung bedarf, das versteht sich von selbst, genauerer Untermauerung.

4

Wessen Rat aber, wenn der Einfluss von Spamer so gut wie ausgeschlossen war, folgte die Doktorandin Kellermann, 21, 22 Jahre jung, bei der – durch den Kriegsbeginn überstürzten – Abfassung der Dissertationsschrift? Die Danksagungen in „Josefsdorf (Josipovac)“ weisen in eine klare Richtung. Zwei Namen tauchen auf: Alfred Karasek und Branimir Altgayer.

„Mein Dank gilt Branimir Altgayer und allen volksdeutschen Kameraden und Kameradinnen, die mir bereitwillig halfen [...]. Vor allem aber danke ich der südostdeutschen Forschungsgemeinschaft in Wien und dem VDA, die mir durch ihre finanzielle Unterstützung den Aufenthalt und das Photographieren ermöglichten. Dr. Karasek habe ich für seinen aus reicher Erfahrung geschöpften wissenschaftlichen Rat zu danken. Und schließlich spreche ich meinem Professor Dr. A. Spamer meinen Dank aus, der in großzügiger Weise das Werden dieser Arbeit leitete.“ (Kellermann 1942, VI)

Die Herzlichkeit Altgayer und Karasek gegenüber lässt die gegen Spamer etwas blass erscheinen, zumal wenn man weiß, dass er nicht beraten hat oder nicht beraten konnte. Die „großzügige Leitung“ kann einfach auch ein Dankeschön für inhaltliche Nicht-Einmischung bedeuten. Wer waren Karasek und Altgayer? Und könnte es einen Grund gegeben haben, dass sich Spamer in der Beratung zurückhielt?

Alfred Karasek, ein enger Freund und Weggefährte des wegen seiner nationalistischen, sprich modernen Neusetzung der Sprachinselbetrachtung angeführten Walter Kuhn, war seit 1938 wissenschaftlicher Referent der „Südostdeutschen Forschungsgemeinschaft in Wien“ (SODFG) und ab 1939 auch einer der Vertreter dieser von der SS geführten Organisation im „Hauptschulungsamt“ der NSDAP“ (Pinwinkler 2009, 41). Aufgabe der SODFG war es, die – zum Teil politisch desinteressierten und ethnisch indifferenten – Auslandsdeutschen in „Südost“ nationalsozialistisch zu ideologisieren und zum Volkstumskampf anzustacheln. In dieser Funktion dürfte Karasek als Verbindungsmann für Branimir Altgayer fungiert haben. Altgayer begann die nationalsozialistische Agitation, indem er eine natio-

nalsozialistische Abspaltung vom Donau-Schwäbischen Kulturbund, der dem jugoslawischen Staat loyal gegenüberstand, vorantrieb. Kellermann schreibt:

„1936 gründete Branimir Altgayer in Esseg die ‚Kultur- und Wohlfahrtsvereinigung der Deutschen‘, die KWVD, als Organisation der slawoniendeutschen Volksgemeinschaft zur Erhaltung ihres Volkstums im nationalsozialistischen Sinne.“ (Kellermann 1942, 23)

Ingeborg Kellermann, die bereits als Schülerin dem VDA, dem „Volksbund für das Deutschtum im Ausland“, beigetreten war (vgl. Weber-Kellermann 1998, 19) und mit diesem mehrere Fahrten nach Kroatien unternommen hatte, bekannte sich mit den Danksagungen an Karasek und Altgayer eindeutig zur Nationalsozialisierung der Kroatiendeutschen auf SS-Linie.

Diese klare politische Positionierung und Anbindung Kellermanns musste es Adolf Spamer unmöglich machen, bei ihrer Qualifikationsschrift inhaltlich zu beraten, negierend einzugreifen oder die Arbeit gar abzulehnen.

Spamer, der um 1935 – einen Beginn stellt die Übernahme der Leitung des Atlas der deutschen Volkskunde (ADV) dar (vgl. Schmoll 2009) – auf die Einrichtung eines „Reichsinstituts für deutsche Volkskunde“ unter den Fittichen des Amtes Rosenberg hinarbeitete und auf dessen Führungsposition hoffte, war mit diesem Ansinnen in Gegenstellung zum SS-Ahnenerbe geraten. Ein erster Schritt auf diesem Weg zum „Reichsinstitut“ war die Berufung Spamers auf das Berliner Volkskunde-Ordinariat, die das SS-Ahnenerbe als Niederlage betrachtete. Doch dem SS-Ahnenerbe gelang es, Spamer bei der Leitung des ADV abzulösen und mit einem der Erzfeinde Spamers, mit Heinrich Harmjanz, zu besetzen. Doch nahm auch der Rückhalt im Amt Rosenberg für Spamer rapide ab: junge, nachdrängende, rassistisch orientierte Volksforscher, Matthes Ziegler vor allem, intrigierten gegen ihn (vgl. Schmoll 2009, 138–150).

„Das alles mag schon in diesem frühen Stadium der Beziehungen Spamers [Vorgänge um die Berufung 1935/36, K.B.] zur Berliner Universität auf die ideologischen Auseinandersetzungen hinweisen, die zwischen dem ‚braunen‘ und dem ‚schwarzen‘ Faschismus – Amt Rosenberg contra SS-Ahnenerbe – bestanden und denen auch zur Stellung der Volkskunde differierende Auffassungen vorhanden waren, die auf eine Persönlichkeit in so exponierter Position wie Adolf Spamer ihre Auswirkungen haben mußten, zumal ihm geradezu bescheinigt wurde, kein faschistischer Parteigänger zu sein.“ (Jacobeit & Mohrmann 1982, 288)

SS-Ahnenerbe und Amt Rosenberg haben – in offener Konkurrenz – dasselbe Ziel: den zentralen Berliner Volkskunde-Lehrstuhl mit einem ihrer Männer besetzen zu können; Mitglieder beider Organisationen sind bereit, Spamer zu denunzieren, wo es nur möglich ist. Spamer, der auf das Amt Rosenberg gesetzt und sich – in opportunistischer Weise: persönlich wie wissenschaftlich – dort angebidert hatte, „wurde von den Burschen des Amtes Rosenberg mit Haß, Schikanen und Denunzierung verfolgt“ (Steinitz 1955, 13).

„Noch beim Rücktritt [Leitung des ADV im Mai 1937, K.B.] wird sichtbar, wie stark sich Spamer an seine Position klammerte. Es war der Atlas, die ‚Keimzelle‘ des Reichsinstituts, das ‚Prunkstück‘ der deutschen Volkskunde, den er – vergeblich – glaubte fortführen und retten zu müssen. Spamers Traum vom Reichsinstitut für deutsche Volkskunde war zerstoßen [...]. Den Bestand an maßgeblich geförderten und fortgeschrittenen volkskundlichen Forschungsprojekten, darunter den ADV, das ZA [Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung, K.B.] und das Weigelsche Sinnbildarchiv, verteilte die DFG größtenteils an Interessenten, die ihre ‚Beutestücke‘ [...] in das SS-Ahnenerbe einbrachten.“ (Lixfeld 1994, 166).

Im Sommer/Herbst 1940, als es gilt, die Promotionsleistungen von Kellermann zu bewerten, ist Adolf Spamer, obwohl auf dem Berliner Lehrstuhl, extrem schwach: Er ist ohne akademischen Rückhalt, von allen Seiten angefeindet und wird zudem von offizieller Stelle gedemütigt: 1938 hatte das Reichserziehungsministerium seiner „Wahl zum ordentlichen Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin die erforderliche Bestätigung verweigert“ (ebd. 167). Spamer ist isoliert, seine Anschauungen – als „bürgerlich“ abgelehnt, weil sie nicht die richtige weltanschauliche und politische Gesinnung enthalten – gelten in der nationalsozialistischen Volkskunde nichts mehr.

Und jetzt hat Spamer eine wissenschaftlich recht fragwürdige, aber ideologisch klar auf SS-Ideologie in Südost ausgerichtete Dissertationsschrift auf dem Tisch liegen, die eine junge, weltanschaulich indoktrinierte Studentin, der er und die ihm einmal zugetan war – den nachträglichen Aussagen Weber-Kellermanns ist hier wohl Glauben zu schenken –, verfasst hat. Wie soll Spamer sich in dieser Situation verhalten?

Was Ingeborg Kellermann beim Rigorosum 1940 von Spamer gedacht haben mag, wird man nicht wissen. Die 1991 so überaus positiv ausfallende Schilderung Spamers, dieser extreme Überschuss – „das freundliche Gelehrten Gesicht [...] mit seinen ausdrucksvollen blauen Augen, dem professoralen langen Nackenhaar und vertrauenerweckenden weißen Spitzbart“ – könnten, psychoanalytisch gelesen, durchaus als Kompensationsleistung, als nachträglich geleistete Gegenübertragung zu seiner damals ungewollten und in der Situation Rigorosum aufgezwungenen „so wichtigen Lehre“ betrachtet werden. Denn diese als Schelte vorgetragene Lehre wird zum „entscheidenden Knotenpunkt“ des Selbstbiografie-Entwurfs: unerwartete Hilfestellung als rettendes Eingreifen, das nicht sofort als solches erkannt wurde.

„Zwar war mir damals bewußt, daß mir mein Professor in manchem persönlichen Gespräch und schließlich in der Prüfung Lebenswinke mitgeben wollte auf meinen wissenschaftlichen Weg. Aber ich nahm das mehr auf wie einen freundlichen persönlichen Rat und nicht wie eine zutiefst politische Weisung.“ (Weber-Kellermann 1998, 17)

„Erinnern und Vergessen. Selbstbiographie und Zeitgeschichte Berlin 1991“, so hat Ingeborg Weber-Kellermann ihren späten autobiografischen Text benannt. Ich möchte eine Umstellung vornehmen: „Vergessen und Erinnern“. Überformt

in Weber-Kellermanns Formulierung das Erinnern das Vergessene, so sei darauf hingewiesen, dass das Geschehen des Vergessens, vielleicht von der Dynamik des Verleugnens in den Bereich des Verdrängten rutschend, die Möglichkeit schafft, die Ereignisse, die in Vergessenheit geraten waren, als ganz neue, in dieser Form nicht geschehene, auferstehen zu lassen.

Bei einer Begutachtung von Ingeborg Weber vom Februar 1952 – sie hatte sich 1948 verheiratet, hieß von da an Weber, erst ab 1955/56 taucht der Doppelname Weber-Kellermann auf (vgl. Bethke 2015, 133) – durch den Referenten für Gesellschaftswissenschaften an der Akademie der Wissenschaften in Ostberlin, Johannes Irmscher, ist zu lesen,

„es habe bereits vor dem Krieg zwischen Kellermann und Spamer ‚eine gewisse persönliche Entfremdung‘ gegeben, dies habe verhindert, ‚dass er auf die Entwicklung von Dr. Weber in dem Maße einwirken konnte, wie dies wünschenswert gewesen wäre.‘“ (Irmischer zit. nach Bethke 2015, 130)

1952 war Ingeborg Weber schon seit 1946 an der Akademie bzw. dem dort neu errichteten Institut für Volkskunde tätig; Adolf Spamer, dessen 1938er-Wahl in die neugegründete Akademie, nun im Einflussbereich der sowjetischen Besatzungsmacht, bereits 1946 bestätigt worden war, hatte diese Einstellung auf die einzige wissenschaftliche Mitarbeiterstelle, die ihm 1946 zugeordnet war, initiiert (vgl. Schmoll 2010, 310 f.).

„An eine Rückkehr in meinen erlernten Beruf habe ich nicht einmal im Traum gedacht. Doch dann geschah ein Wunder [...]. Was dieses ganz und gar unerwartete Angebot für eine Freude bei mir auslöste, ist kaum zu beschreiben.“ (Weber-Kellermann 1998, 23)

5

1942 war Kellermanns Dissertationsschrift „Josefsdorf (Josipovac). Lebensbild eines deutschen Dorfes in Slawonien“ in der nationalsozialistisch renommierten Reihe „Deutsche Schriften zur Landes- und Volksforschung, herausgegeben von Emil Meynen“ als Band 15 erschienen. Es handelt sich durchaus um eine nationalsozialistische Vorzeigeschrift, dennoch stellt sich die Frage, ob „Josefsdorf“ überhaupt als übliche Dorfbeschreibung im Sinne der damals modernen Sprachinselforschung betrachtet werden kann, wie dies Weber-Kellermann 1998 suggerieren will?

Erstens weist Josipovac im Großraum Osijek kaum Züge einer in sich geschlossenen Sprachinsel auf – als Ort zu klein und zu abhängig vom Marktgeschehen der nahen größeren Stadt. Zweitens scheint die fremdvölkische Bevölkerung, welche die deutsche Insel umgeben soll, praktisch nicht auf – es sei denn, Kellermann muss einen Blick über die gut angelegten und gut angepassten Scheuklappen werfen. Dies geschieht vor allem im Bereich weiblicher Tätigkeiten wie Kochen und Verkauf am Markt. Drittens wird in der Ethnografie ein Teil der Josipovacer Deutschen

bevorzugt behandelt, die nationalsozialistisch und völkisch Strammstehenden (vgl. Bethke 2015, 141–145; Braun 2015, 167–171).

„Eine Schrift wie ‚Josefsdorf (Josipovac)‘ – ein deutsches Dorf wie hunderte, wie tausende gar – konnte als Beleg für die Richtigkeit und die Notwendigkeit der Politik der deutsch-kroatischen Nationalsozialisten gelten. Denn im Kellermann’schen Schreiben werden deren politische Strategien auf das Einzelbeispiel ‚Josipovac‘ heruntergebrochen, das damit zum deutschen Exemplum und Richtungsweiser ‚Josefsdorf‘ aufsteigt. Die unscheinbare Doktorarbeit ‚Josefsdorf (Josipovac)‘ kann, böse interpretiert, als nationalsozialistisch nutzbares Symbol für ein ungebrochenes und sich bestimmendes Deutsch-Sein in Slawonien und Kroatien gelesen werden.“ (Braun 2015, 170 f.)

Die junge, begeisterte Nationalsozialistin Ingeborg Kellermann will ihren Beitrag zum nationalsozialistischen Aufbruch in „Südost“ leisten; sie hat eine Schrift verfasst, die nicht nur als wissenschaftliches Dokument diesem Aufbruch nützen und ihn befördern, sondern ebenfalls als propagandistische Vorzeige-Schrift fungieren kann; ihre nationalsozialistischen Freunde Karasek und Altgayer werden als Geld- und Ideologiegeber mit der Arbeit der jungen Frau wohl zufrieden gewesen sein. „Josefsdorf (Josipovac)“ steht damit – fachgeschichtlich gesehen – einem Konzept politisch-weltanschaulicher, die nationalsozialistische Ideologie durchzusetzen versuchender Volkstumsarbeit eines Emil Lehmann – „der Waffenträger neben den Kämpfenden“ (vgl. Braun 2010) – wesentlich näher als der objektiveren, wissenschaftlichen Standards verpflichteten Arbeitsweise, die sich zum Beispiel im Sprachinselkonzept Gustav Jungbauers zeigt (vgl. Braun 2006). Obwohl „Josefsdorf (Josipovac)“ einem durch und durch ideologisierten Zweck folgt, hat Kellermann Auge und Ohr offen für die reale Lebenswelt in Josipovac. In der Spannung propagandistischer Setzung und empirischer Offenheit zeigt sich – jenseits der NS-Ideologie – die behauptete „Reinheit“ eines deutschen Orts Josefsdorf als bloße Fiktion.

Spamers Ablehnung der als statisch-biologischen, sich also trotz aller historischen Wechselfälle immer gleichbleibenden Wertigkeit des „Arteigenen“ und deren wissenschaftlich verbrämten Überhöhung meint die zentralen Äußerungen von „Josefsdorf“ als wissenschaftlich nicht zu begründende ideologische Setzung, als „Un-Sinn“; seine Kritik aber – die Vernachlässigung des historisch Gewordenen, sprich die Mischung von „Arteigenem“ und „Artfremden“ und die Bildung von neuer „Gruppeneigigkeit“ – zielt auf „Josipovac“ als gelebtem Ort. Inwieweit diese „Gruppeneigigkeit“ bei Spamer bereits als eine transethnische zu betrachten ist oder – trotz der vorgebrachten Kritik – im national kodierten Volkskörperkonzept verbleibt, muss angesichts der Spamer’schen Abhängigkeit von Wilhelm Heinrich Riehl und August Sauer offen bleiben (vgl. Braun 2011, 381).

Man sieht: Spamer hätte bei einer „Josipovac“-Arbeit durchaus beraten können; bei der „Josefsdorf“-Arbeit hatte er keine Chance. Denn er hätte es sich kaum erlauben können, gegen „Josefsdorf“, sprich gegen Karasek, die SODFG in Wien und deren Verbindungen zur SS sowie gegen die nationalsozialistische Politik in Slawonien insgesamt offen zu opponieren.

6

In der „Arteigen“-Schelte von Spamer ist im Kern bereits das gesamte Konzept der Interethnik vorgeprägt und angelegt. So mag folgende Feststellung kaum verwundern: „An diese merkwürdige Prüfung habe ich später oft gedacht“ (Weber-Kellermann 1998, 16).

Es lohnt wohl auch für das Fach, diese „merk-würdige Prüfung“ als *erinnerns-werte* in die Fachgeschichte aufzunehmen – erscheint Adolf Spamers Wirken dabei in einem nochmals neuen Licht. Denn der Begriff der „Interethnik“, der ja wiederum als Vorläufer desjenigen der „Europäischen Ethnologie“ gelten kann, ist nicht nur mit dem Marburger Wirken von Ingeborg Weber-Kellermann eng verknüpft, sondern hat das gesamte Fach nachhaltig geprägt und die Neuausrichtung in der Nachkriegszeit mitbestimmt.

Doch gilt es, eine letzte Frage zu stellen: Warum erteilte Spamer der jungen Kellermann die „Arteigen“-Schelte eigentlich?

7

Ist Adolf Spamer angesichts des „völligen Unsinn“ – Bezeichnung aus dem ersten Rigorosums-Bericht – in Dissertationsschrift und mündlicher Prüfung einfach der Kragen geplatzt, und er nutzte den Moment der Absentierung des Protokollanten? Der starke Begriff „völliger Unsinn“ deutet daraufhin. Eine Überreaktion, eine Unzuldsamkeit.

Oder wollte Adolf Spamer der Studentin Kellermann, die er demnach nicht ganz aufgegeben hatte und aus den Fängen nationalsozialistischer Ideologie lös- und rettbar betrachtete, eine wichtige Lehre, gar eine „zutiefst politische Weisung“ (Weber-Kellermann 1998, 17) ganz bewusst erteilen – so die Aussagen des späteren Rigorosums-Berichts? Dann könnte die Absentierung des Protokollanten sogar als eine durch Spamer bewusst herbeigeführte und initiierte Situation gesehen werden; wobei die für das Aussprechen der Schelte bzw. des Rates notwendige „Leerstelle“ aber genauso gut einem reinen Zufall entsprungen gewesen sein könnte.

In jedem Fall hat sich Adolf Spamer einer Gefahr ausgesetzt: im ersten mehr, weil durchbrechender Emotion geschuldet; im zweiten weniger, weil bewusst kalkuliert. Denn konnte sich Spamer sicher sein, dass Kellermann die von ihm geäußerten Ansichten, die in aller Klarheit dem nationalsozialistischen Denkstil widersprachen, nicht denunzieren würde? Die „Gegenseitigkeit“ des Rigorosums – ein Skandal hätte wohl Prüfer wie Prüfling geschadet – mochte einen gewissen Schutz bedeuten, aber bot sie wirklich Sicherheit? Denn Spamer lebte bereits unter ständiger Beobachtung und Überwachung. Er schreibt im Lebenslauf für die Akademie der Wissenschaften 1946, also durchaus mit strategischem Hintergrund, über den Versuch, ihn vom Berliner Lehrstuhl zu entfernen, Folgendes:

„Als alles nichts nützte, entschloss man sich als letztes Mittel zu einer umfangreichen denunziatorischen Denkschrift an die Geheime Staatspolizei, zu der man alle meine Schriften durchlesen und an den Orten, wo ich früher gewirkt hatte, Material zu gewinnen trachtete [...]. Im Herbst 1942 [...] brach ich zusammen und mußte ins Krankenhaus.“ (zit. nach Schmöll 2009, 149)

Ingeborg Kellermann dürfte, wenn auch nicht im Detail, um diese Überwachung gewusst haben; denn sie berichtet von einem Spamer zugeordneten „Aufpasser“:

„Wie schwer jene Jahre für ihn in Wahrheit waren, ging uns erst sehr viel später auf. Beobachtet und belauert von seinem Gegenspieler Harmjanz, wußte er, daß jedes Wort weitergegeben und politisch gegen ihn ausgemünzt werden konnte.“ (Zippelius 1978, 201)

Die junge Nationalsozialistin Ingeborg Kellermann hat – ob die Äußerungen Spammers nun aus Unbeherrschtheit oder aus Kalkül, also im Sinne eines belehrenden Rats erfolgten – diese nicht denunziert. War diese – aus welchem Grund auch immer statthabende – Loyalität der Grund, dass Spamer 1946 an Kellermann als Mitarbeiterin an der Akademie dachte, sie für diesen Posten auswählte? Sei es, wie es sei. Die Entscheidung, ihren Professor – „wenn ich überhaupt studiere, dann bei diesem Professor“ (Zippelius 1978, 200) – nicht zu denunzieren, war die Voraussetzung für ihr Verbleiben im Fach; 1959 lieferte sie, noch an der Akademie in der DDR arbeitend, eine heftige und zugleich gründliche Kritik der Sprachinselforschung, ohne sich selbst zu nennen, allerdings mit Alfred Karasek, wenn auch eher sanft, abrechnend (vgl. Braun 2015, 161). Eine an sie herangetragene Beteiligung an einer Gedenkschrift für Branimir Altgayer, der wegen seiner Tätigkeit als deutscher Volksgruppenführer im faschistischen Ustascha-Kroatien – er hatte den Rang eines SS-Sturmbannführers inne – 1950 in Zagreb hingerichtet worden war, hat sie abgelehnt (vgl. Bethke 2015, 140).

Die Schelte hat Weber-Kellermann geholfen, ihre nationalsozialistische Verstrickung zu reflektieren; sie hat das, was sie später als „zutiefst politische Weisung“ (Weber-Kellermann 1998, 17) begreifen wollte, als Verpflichtung aufgenommen und begonnen, die Sprachinsel-Volkskunde, die sich zur Volkskunde der Heimatvertriebenen gemausert hatte, zu dekonstruieren. Sei die Reaktion von Ingeborg Kellermann im Oktober 1940 gewesen, wie sie gewesen sein mag: Die 50 Jahre später erfolgte Zusprechung des „Sehr gut“ für Adolf Spamer erweist, dass seine Äußerungen im Rigorosum tiefgehende Wirkung erzielt hatten und ihrem Lebensweg entscheidende Orientierung gaben. Übrigens bekam Ingeborg Kellermann als Gesamtbewertung für ihre Promotionsleistungen nicht die Note sehr gut, sondern gut (vgl. Bethke 2015, 131), wofür die schriftliche Leistung „Josefsdorf (Josipovac)“ den Ausschlag gegeben hat.

„Die Rückschau auf das eigene Leben trifft wie ein Scheinwerferspot auf bestimmte Knotenpunkte, die entscheidend wurden für den späteren Verlauf. Das Wort entscheidend benutze ich hier in dem Sinne, daß man sich nur einmal entscheiden kann. Ein Zurück

an den Wegschneisen und eine neuerliche Überprüfung der Schilder an den Kreuzungen ist nicht möglich. Und erst im Alter klärt sich der Zusammenhang des Lebens als eine Folge von Entscheidungen.“ (Weber-Kellermann 1998, 17)

Postskript

Das hier versuchte Neu-Erzählen der „Lebensanedote“ Ingeborg Weber-Kellermanns will nicht mehr, aber auch nicht weniger leisten als das, was Helge Gerndt in einem Porträt von ihr geschrieben hat: „Was immer sie sich als Nachruhm oder ehrendes Gedenken gewünscht haben mag, eines gewiss nicht: Verklärung“ (Gerndt 2013, 101).

Literatur

- Assion, Peter (1994). Adolf Spamer. In: Jacobeit, Wolfgang; Lixfeld, Hannjost & Bockhorn, Olaf (Hg.). *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts* (61–85). Wien u. a.
- Bethke, Carl (2015). Ingeborg Weber-Kellermann und die Donauschwaben. In: Johler, Reinhard; Kalinke, Heinke & Marchetti, Christian (Hg.). *Volkskundlich-ethnologische Perspektiven auf das östliche Europa. Rückblicke – Programme – Vorausblicke* (127–150). Tübingen.
- Braun, Karl (2006). Die Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde. *brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien Slowakei*, N. F. 14, 77–95.
- Braun, Karl (2010). „Der Waffenträger neben dem Kämpfenden“. Zur politischen sudetendeutschen Volkskunde. In: Höhne, Steffen & Udolph, Ludger (Hg.). *Deutsche – Tschechen – Böhmen. Integration und Desintegration im 20. Jahrhundert* (265–285). Köln.
- Braun, Karl (2011). Volkstum aus deutschem Boden und wissenschaftliche Volkskunde oder: August Sauers „warm fühlendes, deutsches Herz“. In: Höhne, Steffen (Hg.). *August Sauer (1855–1926). Ein Intellektueller in Prag zwischen Kultur- und Wissenschaftspolitik* (359–390). Köln u. a.
- Braun, Karl (2015). Versteckte, aber innovative Selbstkritik. Ingeborg Weber-Kellermanns Kritik an der Sprachinselvolkskunde und der Entwurf der Interethnik. In: Johler, Reinhard; Kalinke, Heinke & Marchetti, Christian (Hg.). *Volkskundlich-ethnologische Perspektiven auf das östliche Europa. Rückblicke – Programme – Vorausblicke* (151–173). Tübingen.
- Gerndt, Helge (2013). Ingeborg Weber-Kellermann. Volkskunde als Europäische Ethnologie. In: ders. (Hg.). *Wissenschaft entsteht im Gespräch. Dreizehn volkskundliche Porträts* (99–108). Münster u. a.
- Jacobeit, Wolfgang & Mohrmann, Ute (1982). Zur Geschichte der volkskundlichen Lehre unter Adolf Spamer an der Berliner Universität (1933–1945). *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift*, 23, 283–298.
- Kellermann, Ingeborg (1942). *Josefsdorf (Josipovac). Lebensbild eines deutschen Dorfes in Slawonien* (Deutsche Schriften zur Landes- und Volksforschung, Bd. 15). Leipzig.

- Lixfeld, Hannjost (1987). Die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Dachverbände der deutschen Volkskunde im Dritten Reich. In: Gerndt, Helge (Hg.). *Volkskunde und Nationalsozialismus. Referate und Diskussionen einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. München, 23. bis 25. Oktober 1986* (Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 7) (69–82). München.
- Lixfeld, Hannjost (1994). Institutionalisation und Instrumentalisierung der deutschen Volkskunde zu Beginn des Dritten Reichs. In: Jacobeit, Wolfgang; Lixfeld, Hannjost & Bockhorn, Olaf (Hg.). *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts* (139–174). Wien u. a.
- Pinwinkler, Alexander (2009). Walter Kuhn (1903–1983) und der Bielitzer „Wandervogel e. V.“: Historisch-volkskundliche „Sprachinselforschung“ zwischen völkischem Pathos und politischer Indienstnahme. *Zeitschrift für Volkskunde*, 105, 29–51.
- Schmoll, Friedemann (2009). *Die Vermessung der Kultur. Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928–1980*. Stuttgart.
- Schmoll, Friedemann (2010). Vor Marburg. Ingeborg Weber-Kellermann und die deutsch-deutschen Volkskundebeziehungen in den 1950er Jahren. In: Elsbergen, Antje van; Engelhardt, Franziska & Stiefbold, Simone (Hg.). *Ansichten, Einsichten, Absichten: Beiträge aus der Marburger Kulturwissenschaft* (309–318). Marburg.
- Steinitz, Wolfgang (1955). *Die volkskundliche Arbeit in der Deutschen Demokratischen Republik*. Leipzig.
- Weber-Kellermann, Ingeborg (1959). Zur Frage der interethnischen Beziehungen in der „Sprachinselvolkskunde“. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, 13, 19–47.
- Weber-Kellermann, Ingeborg (1998). Erinnern und Vergessen. Selbstbiographie und Zeitgeschichte. In: Becker, Siegfried & Bimmer, Andreas C. (Hg.). *Erinnern und Vergessen. Autobiographisches und weitere Materialien* (Marburger Beiträge zur Kulturforschung, Bd. 1) (15–40). Marburg.
- Zippelius, Adelhart (1978). Ingeborg Weber-Kellermann zum 26.6.1978. In: Bimmer, Andreas C. & Böth, Gitta (Hg.). *Brauch – Familie – Arbeitsleben. Schriften von Ingeborg Weber-Kellermann* (Marburger Studien zur vergleichenden Ethnosoziologie, Bd. 10) (199–207). Marburg.